

Der gestrenge Wächter.

Reime von
Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Fleisch.



„Ist der Vater zu Haus?“
„„Nein, im Feld ist er draus.““
„Ist die Mutter im Stalle?“
„„Nein, im Klee sind sie alle.““
„Nun, so laß mich hinein.“
„„Nein, Großeli, nein.
Bin der Wächter am Thor,
Drum sig' ich davor;
Wen ich einlassen soll,
Der bezahl' erst den Zoll.““
„Ei du närrisches Tröpflein,
Was soll es denn sein?“
„„Drei Rothburger Aepflein,
Und nicht gar zu klein.““
„Ei, was sind das für Roden,

Mein Schatz ist nicht klug.“
„„O im Stroh auf dem Boden
Hast noch Aepfel genug.““
„Hier hast du drei Schmaßel,
Drei Klaps in die Hand.“
„„Ihr hört's doch, ihr Klager,
Die Großel giebt Pfand.““
„Am Sonntag, da löse
Dir alles nur ein.“
„„Und du bist doch nicht böse,
Wenn wir kommen zu Drein?““
„Nun so kommt nur, ihr Schlingel,
Aber jetzt halte Ruh.“
„„Und ich krieg' doch zwei Kringle
Als Botengeld zu?““

Die wunderbare Leier.

Märchen von

E. Feuerbach.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.

Es lebte einst vor vielen, vielen Jahren ein Instrumentenbauer, der weit und breit im Lande die besten Geigen verfertigte. Sie hatten einen starken, klangvollen Ton und ihr Strich war zart und weich. Der Meister selbst aber war mit seiner Arbeit nie zufrieden. Er hatte in seiner Jugend einst ein seltsames Saiteninstrument von einem fremden alten Manne spielen gehört, das viel schöner klang als die schönste menschliche Stimme. Den Ton konnte er nicht vergessen. Er träumte allmächtig von ihm und wollte seinen Violinen gerne denselben Klang geben. Dazu bemühte er sich Tag und Nacht. In einem Saale des Hauses, in welchem er wohnte, hatte er eine Menge verschiedener Instrumente gesammelt; von denen holte er eines nach dem andern in seine Werkstatt, um den inneren Bau zu untersuchen.

In diesem Saale saß eines Abends seine Tochter, die kleine Helene. Der Mond schien durch die Fenster und zog weiße Streiflichter über die verschiedenartig geformten Instrumente, die an den Wänden hingen und standen. Dem kleinen Mädchen schien es, als würden sie alle lebendig von den Tönen, die darin wohnten. Es war ein seltsames Singen und Klingen, ein Loden und Rufen; aber dem Kinde ward nicht bange.

Eigentlich kamen die Töne aus einer dunklen Ecke des Saales, wo alte Kisten übereinandergeworfen lagen und der Staub seit lange ungestört sein Wesen trieb.

„Ich muß doch sehen, was dahinter steckt“, sagte die Kleine und fing an den Winkel zu durchsuchen.

Deutsche Jugend. XII.

Sie räumte mühsam Kisten und Bretter weg und eine Menge vergilbten Pergamentes. Da fand sie endlich ganz unten ein seltsames Instrument, wie sie noch nie eines gesehen hatte. Es war eine alte Leier, die Saiten verrostet, das Gestell mit Schmutz und Staub überzogen.

Helene sagte:

„Bist du es, liebe Leier, die mir schon lange des Abends so schön vorsingt? Ich will dich rein und schön machen; dann wirst du erst recht schön singen!“

Sie stäubte die alte Leier mit dem Schürzchen ab, und nun konnte man die künstliche Arbeit an dem edelgeformten Instrument sehen, das mit schönem Laubwerk und mit tanzenden Kindern aus Elfenbein verziert war.

Als sie sich noch damit beschäftigte, kam der Instrumentenbauer in den Saal herein.

„Vater“, sagte das kleine Mädchen, „schenk mir die Leier; ich hab' sie im Winkel gefunden.“

„Ist der alte Kasten auch noch da?“ sagte der

Mann mürrisch. „Den kannst du haben; du lernst doch kein anderes Instrument. Ich hab' einmal schweres Geld ausgegeben für das einfältige Ding, weil ich dachte, es könnte zu etwas taugen; aber es hat ja gar keinen vernünftigen Ton.“ Dabei strich er mit der Hand hart über die Saiten, die in unangenehmer Weise rasselten.

Helene nahm die Leier mit in ihr Kämmerchen, und reinigte sie vollends von Rost und Staub, daß sie ganz glänzend wurde. Es waren sieben Saiten aufgepannt, zwei von Gold, zwei von Silber, zwei stählerne und eine eberne. Da strich sie leise mit



den Fingern über die Saiten und — o Wunder — sie tönten! zuerst nur ganz zart und flüsternd, dann lauter und immer lauter in mächtigen und herrlichen Akkorden.

Helene war nicht verwundert; sie sagte nur: „Liebe, liebe Leier, wie ist es doch gut, daß ich kein anderes Instrument spielen kann. Nun erzähle mir etwas Hübsches!“

Da begann die Leier zu tönen. Sie erzählte von dem weiten blauen Himmel, von den Geistern, die auf Sonnenstrahlen wandeln, und von dem mächtigen Lied, das die Gestirne singen, wenn sie die Sonne umkreisen. Und während sie erzählte, erklang die Leier so schön und gewaltig, daß die ganze Nachbarschaft unter Helenens kleinem Fenster zusammenlief und zuhörte.

Der Instrumentenbauer kam in die Kammer gestürzt. „Was ist das für eine Musik?“ rief er ganz außer sich. „Das ist der Ton, den ich suche und der mich verfolgt mein Leben lang!“

„Vater, die Leier singt“, sagte Helene.

„Gib her!“ Er riß der Kleinen die Leier aus der Hand und versuchte zu spielen. Aber nur dasselbe Geräusch wie gestern ließ sich vernehmen, kein musikalischer Laut erklang, er mochte reißen und zerren wie er wollte.

Da verfiel er in ein tiefes Sinnen; Helene aber nahm die Leier, legte ihre Finger auf die Saiten und sie erklangen schön und mächtig wie zuvor.

Der Ruf von der seltsamen Leier und dem Mädchen, das sie allein spielen konnte, verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und eine Menge von Neugierigen wollte das Wunder sehen und hören und auch, wo möglich, selbst auf der Leier spielen.

„Hört ihr die herrlichen Melodien?“ sprach einer von diesen, als er die Leier in den Händen hatte; „wer kann sich mit mir in der Kunst vergleichen?“

Aber die andern hörten nichts von der schönen Musik; die Leier war stumm, und der sie spielte, bildete sich nur ein, er höre sie singen.

Darauf kam ein anderer, der mit geübter Hand in die Saiten griff. Da hielten sich alle Umstehenden die Ohren zu, denn die Leier gab so entsetzliche Mistöne von sich, daß es nicht auszuhalten war. Der Spieler aber sagte:

„An dem Instrument ist gar nichts, die Schrauben sind zerbrochen, ich höre keinen Laut.“

„Die Leier spottet euer“, sprach ein dritter, indem er sie in die Hand nahm. Kaum aber hatte er die Saiten berührt, so stieß er einen lauten Schrei aus.

„Ihr Boshaften!“ rief er, „warum habt ihr mir nicht gesagt, daß die Saiten scharfe Messer sind,

die mich verwunden?“ Dabei zeigte er seine zerschnittenen Finger, die heftig bluteten.

„Das ist Zauberei! Die Leier ist verzaubert!“ riefen nun alle und entflohen, so schnell sie konnten.

Der Instrumentenbauer hatte kein Wort gesprochen, er war noch immer in tiefes Nachdenken versunken. Helene nahm die Leier in ihre Arme und sagte:

„Liebe arme Leier, wie haben sie dich gequält, die Ungeschickten! Ich will dich trösten.“

Sie strich mit der Hand sanft über die glänzenden Saiten und sie ertönten noch herrlicher als zuvor.

In tiefer Nacht stand der Instrumentenbauer heimlich auf, er konnte nicht schlafen, der Ton der Leier ließ ihm keine Ruhe. Er schlich sich in Helenens Kämmerchen und holte die Leier, die auf ihrem Bettchen lag, während sie sanft schlief.

„Ich will doch sehen, was es mit diesen Saiten für eine Bewandniß hat“, sagte er, und begann an den Schrauben der Goldsaiten zu drehen.

Brrr — riß die erste mit lautem Getöse.

„Da gilt es langsamer und vorsichtiger zu Werke zu gehen“, sprach er.

Klirr — sprang auch die zweite Saite, kaum daß er sie berührt hatte. Es klang wie ein Schmerzensschrei, so daß er erschrak und die Leier wieder dahin zurücktrug, wo er sie her genommen hatte.

Des andern Morgens fand Helene wohl die Leier wieder auf ihrem Bette, aber die goldenen Saiten fehlten. „Das haben die häßlichen Menschen gethan, die haben die Leier krank gemacht“, sagte sie traurig.

Sie legte die Finger auf die übrigen Saiten, und siehe, es ertönte eine andere Melodie, denn nun tönten die Silbersaiten und die Leier erzählte von den Bergen mit ewigem Eise bedeckt, von dem unendlichen Meere, seinem Glanze und seinen Stürmen, und von dem freundlichen Wiefenthal, von Vogelfang, Blumen und Bächlein und vom kühlen Waldeschatten.

„Warum singst du nicht mehr von dem schönen blauen Himmel und seinen Sternen?“ frug die Kleine.

„Weil ich sie nicht mehr denken kann“, tönte die Leier. „Die goldenen Saiten sind mir genommen, ich weiß nur noch, was auf der Erde ist.“

„Heute klingt die Musik ganz anders“, sagte der Instrumentenbauer, „das macht, die Kleine spielt auf den silbernen Saiten. Ich will doch hinter das Geheimniß kommen.“

In der Nacht holte er die Leier wieder, „Aber nun will ich Acht geben“, sprach er.

Es half ihm aber nichts, denn Brrr — Klirr — ging's bei dem ersten Anfassen und der schreckliche Ton fuhr durch das ganze Haus.

Als Helene ihre Leier wieder sah, weinte sie,

denn nun waren nur noch drei Saiten übrig. Sie strich über sie hin und die Stahlsaiten begannen zu singen von dem Menschen, von seinem Glück und seiner Macht; dann aber wurde die Melodie traurig und fing an zu erzählen von schweren Leiden und bösen Thaten, und es tönte wie Schlachtruf und Klirren von Ketten und wie Seufzer von Sterbenden.

Helene mochte es nicht mehr ertragen. „O schweige, du Leier!“ rief sie, „oder ich liebe dich nicht mehr. Warum sprichst du nicht mehr wie gestern von dem schönen grünen Wald und von Bach und Blumen?“

„Ich sehe sie nicht mehr,“ sagte die Leier. „Meine silbernen Saiten sind mir genommen, ich weiß nur noch was menschlich ist.“

„Heute“, sprach der Instrumentenbauer, „habe ich den Gesang beinahe verstanden; nun will und muß ich wissen, wo der Zauber steckt, und sollt' es mein Leben kosten.“

Aber in der Nacht rissen die beiden Stahlsaiten unter seinen Händen. Der Klang, den sie dabei gaben, war fürchterlich, und den Instrumentenbauer erfaßte ein heimliches Grausen. Nun hatte die Leier nur noch eine einzige Saite.

„Was wirst du jetzt noch singen können?“ sprach Helene; sie weinte aber nicht mehr.

Da begann die eiserne Saite gewaltig zu tönen:

„Ich kann die Geister in den Lüften nicht mehr sehen, nicht mehr das Lied der Sterne hören, ich erblicke das Meer nicht und Berg und Fluß und Wald

nicht mehr, das Treiben der Menschen liegt mir ferne. Rings ist es Nacht um mich und tiefes Schweigen, denn der Tod hat Gewalt über alles Lebendige, aber die Liebe ist stärker als der Tod.“

Da geschah ein mächtiger Riß, die letzte Saite sprang mit lautem Getöse entzwei, die Leier zerbrach in Stücken.

„Die Liebe ist stärker als der Tod. Was ist das?“ sagte Helene, da sie die Leier zertrümmert am Boden liegen sah.

Helene war es einen Augenblick als sähe sie eine schöne, schlanke Gestalt, gleich der eines Genius in düstigem Nebel aufsteigen und an der Wölbung der Decke verschwimmen.

„Die Liebe ist stärker als der Tod“ tönte es ihr wie aus weiter Ferne, als sie am Abend die Augen schloß. — Lange blieb sie ernst, traurig und bleich, und keiner verstand ihr Leid.

Sie wuchs empor, rein und zart und schlank wie eine Lilie; ihr Wesen war ernst und mild, still und sinnend. Das Lied aus ihrer Kindheit klang ihr immerdar durch die Seele, und sie hat es bis in ihr Alter bewahrt.

Wie stiller Sonntag umgab es sie immerdar. Sie hörte die geheimen Melodien der Dinge, die nur wenige hören. Das Wunder Gottes leuchtete ihr durch alle Creaturen und die schöne Welt war ihr nur wie ein dünner Flor, durch den die ewige Gotteswelt hindurchstrahlt. Die Menschen aber nannten sie eine edle Dichterin.



Gothen-Treue. Ballade von Felix Dahn.

erschlagen lag mit seiner Schar
Der König der Gothen, Winithar.

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal,
Die Geier stießen herab zu Thal.

Der Mond schien hell, der Wind pfiß kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durch's Heidegefil'd,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.

Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.

Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüll't Geheimniß im Mantel warm.

So kamen sie an die Donau tief
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:

„Ein zerhanner Helm — ein zerspellter Speer —
Vom Reiche der Gothen blieb nicht mehr!“

Und der zweite sprach: „In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gothenhort;

Dann springen wir nach von dem Uferrand —
Was sämest du, Vater Hildebrand?“

„Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer —
Ihr treuen Gefellen — ich habe mehr.“

Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Hier trag' ich der Gothen Hort und Reich;

Und habt ihr gerettet Speer und Kron' —
Ich habe gerettet des Königs Sohn!

Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Gothen, Jungdieterich!“

Aus der Gothenzeit.

Von Felix Dahn.

Original-Zeichnung von Julius Rauc.

(Fortsetzung und Schluß.)



VI. Theoderichs Nachfolger bis zum Untergang seines Reiches (526—552).

in Kind und ein Weib sollten nun die schwere Aufgabe lösen, das Schiff des von allen Seiten bedrohten Reiches durch die inneren und äußeren Gefahren sicher hindurch zu steuern.

Eutharich, Theoderichs Eidam, war früh gestorben. Athalarich, sein und Amalafwinthens Söhnlein, zählte erst acht Jahre: die Mutter übernahm für ihn die Regierung, „bis er zu seinen Jahren gekommen“ d. h. waffenfähig geworden wäre. Sie suchte den Knaben zu einem Römer zu erziehen, wie sie selbst von Bewunderung für die griechisch-römische Bildung erfüllt war. Das sahen aber mit Zorn die Gothen am Hofe, welche die Fürstin durch ihre Hinneigung zu Rom und Byzanz ihrem Volk entfremdet wußten. Als gothische Große einmal den Knaben in Thränen fanden über Bestrafung durch seine Mutter, zwangen sie diese, die griechischen Lehrer zu entfernen und den jungen Athalarich mit gothischen Altersgenossen zu umgeben. In diesem Zwiespalt zwischen der Mutter und seinen Genossen ward aber die Erziehung des Thronerben verdorben, und kaum sechzehn Jahre alt starb der junge König (534) an einer Krankheit, welche ihm ein unmäßiges Leben zugezogen hatte. Nun erhob Amalafwintha einen Vetter, Namens Theodahad, zum König, welchen sie ganz zu beherrschen hoffte. Aber sie irrte. Der falsche, feige Mann hatte nur eine Leidenschaft, die Habsucht. Den größten Theil von Tuscien (Toskana) besaß er schon und nun suchte er mit allen Mitteln der List und Gewalt den Rest an sich zu ziehen, denn „Nachbarn zu haben schien ihm eine Art Unglück“ sagt ein Zeitgenosse. Er fröhnte nur dieser seiner Habgier und ging in der Schändlichkeit so weit, für Geld sein eignes Volk und Reich an die schlimmsten Feinde, die Byzantiner, zu verkaufen! Kaiser Justinian hatte soeben, eine Spaltung im Königshaus der Vandalen benützend, dieses Germanenreich unterworfen (534); er hoffte, mit ähnlichen Mitteln auch das Reich der Ostgothen zu verderben. Derselbe Gesandte des Kaisers, Petrus, welcher Theodahad Geld und Güter versprach für

Verrath des Gothenreiches an die Byzantiner, betrieb mit dem elenden König die Ermordung der unglücklichen Fürstin: sie ward gefangen auf eine kleine Insel im Volkener-See in Tuscien gebracht und dort im Bad erdrosselt. Nun aber trat der treulose Kaiser von Byzanz als Rächer der ermordeten Tochter Theoderichs auf! Er erklärte Theodahad und den Gothen den Krieg! Natürlich war dies nur ein Vorwand, kein Grund. Justinian hoffte das von seinem eignen König verkaufte und verrathene, in Parteiungen gespaltene Volk der Gothen so leicht wie kurz zuvor die Vandalen zu besiegen. Aber er irrte gewaltig. Die Gothen waren nicht, wie ihre Vetter in Afrika, durch Klima und römische Sitte verweichlicht: vielmehr entfalteten sie in fast dreißigjährigem Kampfe gegen die überlegene Feldherrnkunst der Byzantiner ein Heldenthum, welches von keiner Nation jemals übertroffen wurde. Wenn sie schließlich gleichwohl erlagen, so war die Ursache der allgemeine Abfall der Italier, welche überall die kaiserlichen Fahnen als Zeichen der Befreiung von den verhaßten Barbaren und Kägern begrüßten. So wenig vergaltten sie des großen Theoderichs Milde. Aber wir wollen sie nicht allzu hart verdammen: sie folgten dem Gefühl der Blutsgemeinschaft und dem Drang, dem alten, glorreichen Römerstaat wieder unmittelbar anzugehören. Aber die Strafe für ihren Undank gegen die Gothen blieb nicht aus. Die Byzantiner, welche die Gothenherrschaft verdrängten, übten einen fürchtbaren Druck der Steuern und argen Mißbrauch der Amtsgewalt gegen die Italier, so daß im Lauf des Krieges die Römer die Gothen wieder herbei sehnten und herbei riefen. Und in Ober- und Mittelitalien traten (nach anderthalb Jahrzehnten byzantinischer Herrschaft) die Langobarden an die Stelle der Gothen und damit eine, unvergleichlich härtere Behandlung der Einwohner ein als sie die milden Gothen geübt.

Lasset euch nun den ruhmreichen Widerstand der Gothen schildern. Der wichtigste Berichterstatter über diese Kämpfe ist Prokopius von Casarea, der Rechtsrath Belisars, des großen Feldherrn Justinians, der als Augenzeuge uns die meisten Vorgänge erzählt. Obwohl es also ein Feind der Gothen ist, welcher ihre letzten Kämpfe schildert,

leuchtet doch aus diesen im Zelte Belisars geschriebenen und für die Byzantiner als Leser bestimmten Berichten die glänzendste Anerkennung der gothischen Heldenchaft hervor.

Der Krieg begann im Jahre 535. Eine kleine Truppe der Byzantiner griff die Gothen in Dalmatien an, während Belisarius, der Besieger der Perser und Vandalen, auf Sicilien landete und durch Uebertritt der Bevölkerung ohne Mühe die ganze Insel gewann. Sie wurde vermöge ihrer Lage — blickt nur einmal auf die Landkarte! — der Hauptstützpunkt für alle Unternehmungen aus dem Ostreich gegen Italien. Ebenso gewannen die Byzantiner in Dalmatien, nach einer Niederlage im offenen Feld durch Nachschübe verstärkt, und durch den Abfall der römischen Einwohner alles Land bis gegen Ravenna hin. Den größten Vorschub leistete den katholischen Waffen die katholische Geistlichkeit im Gothenreiche, Pabst und Bischöfe an der Spitze, welche überall die Thore ihrer Städte dem Kaiser öffneten, um die arianischen Keger zu verderben.

Belisar landete bei Rhegium (Reggio) und sofort fiel ihm die ganze römische Bevölkerung zu. Auch des verrätherischen Königs Eidam, Ebrimuth, trat mit seinen Scharen zu dem Feinde über. Bruttien und Lukanien waren für die Gothen verloren; erst vor Neapolis (Neapel) fanden die Byzantiner Widerstand. Drei Wochen lang wehrte sich ein kleines Häuflein Gothen auf das tapferste gegen die Uebermacht. Vergebens beschworen sie den König durch zahlreiche Boten, ihnen Hilfe, der dritten Stadt des Reiches Rettung zu bringen: Theodahad blieb unthätig und endlich gewann Belisar durch List das belagerte Neapel, indem durch eine halb verfallne Wasserleitung einige Krieger heimlich in die Stadt schlüpfen und die Thore von innen aufrißen.

Der Fall Neapels rüttelte die Gothen gewaltig auf: sie erkannten die Feigheit, den Verrath ihres jämmerlichen Königs, setzten ihn in einer großen Volks- und Heeres-Versammlung zu Negeta (zwischen Anagni und Terracina) feierlich ab und erhoben den tapfern Witichis, einen einfachen Gemeinfreien, zu ihrem König. Entsetzt floh Theodahad von Rom nach Ravenna; aber Witichis sandte ihm einen Vorfelger nach, dessen Eile noch besonderer Haß beflügelte, Optaris, einen jungen Gothen, welchem der habgierige Fürst, durch Geld bestochen, eine schöne Braut entriß und an einen Andern vermählt hatte. Optaris setzte dem Fliehenden Tag und Nacht ohne Unterlaß nach, holte ihn ein, warf ihn zu Boden und erstach den gekrönten Verräther seines Volkes wie ein Opfertier (536).

König Witichis erkannte die Nothwendigkeit, die von Theodahad absichtlich unterlassnen Rüstungen zu betreiben, bevor er dem großen Feldherrn Belisar entgegen träte. Er räumte Rom und alles Land bis Ravenna, in diesem festen Waffenplatz sein Heer allmählig bis auf hundertfünfzig „Tausendschaften“ — so waren die gothischen Bataillone benannt — erhöhend. In Rom hatte er nur eine Besatzung von vier Tausendschaften zurück gelassen, und Bischof, Senat und Volk der Stadt, unter Erinnerung an die Wohlthaten Theoderichs, durch heilige Eide verpflichtet, Belisar die Thore nicht zu öffnen, sondern sich muthig zu vertheidigen, bis er Entsatz heranzuführen könne.

Aber kaum näherte sich Belisar, als vor allem Silverius, der Bischof von Rom, es durchsetzte, daß, unter schändestem Bruch der geschwornen Eide, durch eine feierliche Gesandtschaft der Feldherr Justinians eingeladen werde in die Stadt einzuziehen, welche ihm mit Freuden die Thore öffnen werde. Und so geschah's: während die schwache gothische Besatzung durch das flaminische Thor nach Osten gen Ravenna abzog, rückte Belisar von der latinischen Straße, von Süden her, durch das asinarische Thor in die Stadt ein. Sofort verschanzte er sich stärker und verproviantirte sich mit Getreide aus Sicilien. Auch ganz Tuscan (Toskana) gewannen die Byzantiner ohne Mühe, da die Römer in den Städten Perugia, Narni, Spoleto ihre Thore öffneten und die schwachen gothischen Besatzungen auslieferten.

Da nun im Süden auch ganz Apulien und Kalabrien mit der starken Festung Benevent und ein großer Theil des Samniter-Gebietes, im Osten aber von Dalmatien her alles Land bis gegen Ravenna hin den Feinden sich angeschlossen hatte, schien die Gothenmacht fast auf Ravenna beschränkt. Dort hatte Witichis der Schwester Athalarichs, Matasvintha, sich vermählt, um den Anhang des alten Königsgeschlechtes und dessen Ruhmesglanz für sich zu gewinnen.

Um die starken in Südfrankreich stehenden gothischen Truppen zur Vertheidigung heran ziehen zu können, hatte er mit den Franken Frieden und Bündniß geschlossen, indem er ihnen die Gebiete übertieß, welche Theoderich daselbst gewonnen hatte; ja die Franken versprachen ihm gegen reiche Geldzahlungen sogar Hülfsstruppen wider die Byzantiner, und doch hatten sie eben erst vom Kaiser Justinian sich schwere Summen zahlen lassen, um ihm ein Hülfsheer gegen die „gothischen Keger“ zu stellen. (Die Franken hatten das Christenthum in dem katholischen Bekenntniß angenommen.) Lange Zeit nun thaten die Franken, das Geld beider Parteien

behaltend, gar nichts; als sie aber endlich, gegen Schluß des Krieges, ein Heer nach Italien sandten, — da wandte dasselbe, auf eigne Rechnung Beute und Land erobernd, seine Waffen gegen beide kämpfende Parteien, gegen Gothen und Byzantiner zugleich. Es war die gerechte Strafe solcher Verrätherei, daß diese fränkischen Scharen in Italien mehr noch als dem Schwerte der Feinde bösen Seuchen erlagen.

Nachdem König Witichis seine Rüstungen vollendet hatte, brach er „wie ein grimmiger Löwe“ von Ravenna auf und zog gegen Rom. Die Byzantiner, welche die Uebergänge über Tiber und Anio hätten vertheidigen sollen, flohen, und so stieß Belisar, welcher, die Gothen noch jenseits der Flüsse wädhend, zur Reconoscirung ausgeritten war, plötzlich auf den Feind, gerieth in höchste Lebensgefahr und ward in die Thore Roms zurückgeworfen, welche alsbald von den Gothen in sieben großen Lagern umschlossen wurden. (Februar 537.)

Aber alle Anstrengungen gothischen Heldenthums in dieser Belagerung scheiterten an der genialen Feldherrnkunst Belisars und den von ihm verstärkten Mauern, mit welchen schon Kaiser Aurelian die Tiberstadt umgeben. Nach einer Einschließung von 374 Tagen, in welchen der Augenzeuge Prokop nicht weniger als neunundsiechzig Schlachten, Sturmangriffe und Ausfälle zählt, mußte Witichis die Belagerung aufheben. Er konnte nicht mehr hoffen, die Stadt auszuhungern, da dieselbe von der See her mit Vorräthen versorgt wurde. Ebenso wenig durfte er hoffen, die hohen Wälle noch mit stürmender Hand zu nehmen, da die vielen Angriffe, mehr aber noch Hunger und Fieber in den wasserlosen Ebenen der Campagna die Reihen seines Heeres so furchtbar gelichtet hatten, daß unter den sieben ursprünglich von Streitern wimmelnden Lagern drei vollständig verödet und ausgestorben waren. Der König eilte (März 538), seine zweite Hauptstadt, Ravenna, zu decken, welche inzwischen von den Unterfeldherrn Belisars, die Ariminum (Nimini) erobert hatten, gefährdet wurde. Bald wurde nun Witichis in Ravenna von den Byzantinern belagert und durch Hunger und Entbehrungen aller Art schwer bedrängt. Die Franken versagten die theuer bezahlte Hilfe, die Langobarden standen im Solde Justinians — da gelang es dem Gothenkönig, die fernen Perser in Asien zu einem neuen Krieg gegen die gemeinsamen Feinde, die Byzantiner, zu bewegen, indem er ihnen vorstellte, wie Justinian nach Eroberung Italiens sich mit verstärkter Macht auf seine Nachbarn im Orient werfen würde. Und wirklich gerieth der Kaiser durch

die Fortschritte der Perser so in Bestürzung, daß er Belisar aus Italien abrief und den Gothen einen leidlichen Frieden gewähren wollte. Aber da verübte Belisar, erbittert, daß ihm nicht vergönnt werden sollte, wie den König der Bandalen auch den der Ostgothen kriegsgefangen im Triumph in Byzanz aufzuführen, einen argen, seines Helbenduhmes höchst unwürdigen Betrug. Er wußte, daß in Ravenna die Noth aufs höchste gestiegen und längerer Widerstand unmöglich war, nachdem verrätherische Einwohner der Stadt die Getreidemagazine verbrannt hatten, die König Witichis sorglich angelegt. Er enthielt den Gothen des Kaisers Anträge vor und ging zum Schein darauf ein, selbst als Kaiser des Abendlandes an die Spitze der Gothen zu treten und, abfallend von Justinian, Italien selbständig zu regieren. Witichis war bereit, dem großen Feldherrn die Gothenkrone abzutreten und öffnete die Thore Ravenna's: aber sofort besetzte Belisar Palast und Stadt im Namen des Kaisers, verhaftete Witichis und schickte ihn mit einer großen Zahl anderer edler Gothen kriegsgefangen nach Byzanz voraus. (Ende 539.) Er selbst folgte in Bälde.

Aber diese frevle That eckte byzantinischer Arglist fachte in den Herzen aller Gothen grimmigsten Zorn zu hellen Flammen an. Die noch nicht bezwungenen Scharen beschloßen, den Krieg gegen die treulosen Feinde, den Kampf für Freiheit und Volksthum muthig fort zu führen, und sie wählten als Nachfolger des unglücklichen Witichis den tapfern Abibad, welcher, ein Neffe des westgothischen Königs Theudis, vielleicht Hilfe von diesem erlangen konnte. Abibad wurde zwar bald (541) von einem Privatfeind ermordet, und ebenso (542) Erarich, ein Rugier, aber Totila, ein Verwandter Abibads, welcher nun zum König erhoben wurde, hat in überraschender, in wahrhaft glänzender Weise das Rad der Geschichte gehemmt und gewendet. Diesem durch Geist und Herzensgüte nicht minder als durch kriegerische Vorzüge, durch Feldherrnkunst und Tapferkeit ausgezeichneten Mann gelang es, den Byzantinern den fast schon vollständigen Sieg wieder zu entreißen und ihn noch zehn Jahre lang glorreich an die gothischen Fahnen zu fesseln. Dieser strahlende Held, welcher den losenden Beinamen „Baduila“, der kleine Kämpfer, wegen seiner wunderbaren Siege erhielt, übernahm die Krone unter den erdrückendsten, ja verzweiflungsvollsten Umständen. Nur noch 1000 bewaffnete Gothen hatte Abibad in der Stadt Pavia um sich geschart; außerdem waren von dem ganzen weiten Reich Theoderichs fast nur noch Verona und

Tarvisium (Treviso) in gothischen Händen. Von 200,000 Kriegern, die Wittichis aufgebracht, waren im ganzen nur noch 5,000 unter den Waffen. Ganz Italien mit allen seinen Städten und Burgen war in der Gewalt der Byzantiner. Totila aber brachte es in kurzer Zeit dahin, nicht nur ganz Italien (mit der verhängnißvollen Ausnahme von Ravenna) und die zugehörigen Inseln wieder zu erobern, sondern, da der Kaiser den wiederholt angebotnen Frieden verwarf, die gothischen Waffen in das Festland des Ostreichs zu tragen und Schrecken und Gefahr bis vor die Thore von Byzanz zu verbreiten.

Nicht nur durch Kriegskunst, mehr noch durch Milde und Herzensgüte verrichtete der Gothenkönig, auch hierin Theoderichs würdiger Nachfolger, solche Wunderwerke. Denn er verzieh den Italiern ihren undankbaren Abfall, schützte sie vor der Rache seiner Gothen und nahm sie mit offenen Armen, wie ein Vater reuige Kinder, mit den reichsten Wohlthaten auf, wenn sie, seinen warmen begeisternden Mahnungen folgend, die Sache der Byzantiner verließen und zu den Gothen zurückkehrten. Das geschah nun im ausgedehntesten Maße. Wohin die Truppen des Kaisers gedrungen, waren ihnen die Steuerbeamten nachgefolgt, welche alsbald mit allen Künsten byzantinischer Tyrannei den durch den Krieg schwer heimgesuchten Bürgern und Bauern die letzte Habe abpreßten. Bald waren diese Beamten viel mehr gehaßt und gefürchtet als je vorher die Barbaren, und da man nun des neuen Gothenkönigs Milde und Güte kennen lernte, traten die viel gequälten Italiener fast überall zu den Gothen zurück. Man rief nun Totila als Befreier von der byzantinischen Tyrannei zu Hülfe. Nur die katholische Geistlichkeit und der höchste Adel Roms, welcher bei dem neuen Umschlag der Dinge größtentheils nach Byzanz ausgewandert war, hielten in unverföhlichem Haß gegen die Barbaren und Ketzer fest. Totila behandelte die byzantinischen Gefangenen mit solcher Milde, daß sie häufig in seine Dienste traten. Die das nicht wollten, versah er mit Kleidern, Schuhen, Nahrung und entließ sie, ihnen auch noch Reisegeld mit gebend, in die Heimath. Einen Gothen, der die Tochter eines Römers geraubt hatte, ließ er trotz der dringenden Fürbitte seiner Waffenbrüder hinrichten, die Frauen und Töchter der treulossten Gothenfeinde, der römischen Senatoren, welche in seine Gewalt fielen, entließ er ungekränkt zu den Ahrigen, die Bauern, die Pächter, gewann er, indem er ihnen die Güter der gothenfeindlichen ausgewanderten Vornehmen zu eigen gab. Als er Rom bezwungen, sorgte er mit liebevoller Pflege dafür,

daß die ausgehungerte Besatzung zwar sogleich Nahrung erhielt, aber nicht zu viel auf einmal, da anfangs mehrere durch unmäßige Befriedigung des Heißhungers sich Krankheit und Tod zugezogen hatten. So war seine Milde, seine Herzensgüte der Zauber, durch welchen er seine wunderhaften Erfolge wirkte. Die unfähigen Nachfolger Belisars im Kommando schlug er im offenen Felde so oft auf's Haupt, z. B. bei Faenza und bei Florenz, daß dieselben gar nicht mehr ihre festen Städte zu verlassen wagten. Aber auch diese Festungen gewann Totila, so das wichtige Neapel, und nach langer Belagerung auch Rom. Diese Stadt räumte er zwar wieder, um Belisar entgegen zu treten, welchen der Kaiser (545) ein zweites Mal nach Italien geschickt, aber so ungenügend ausgerüstet hatte, daß nach fünfjährigen erfolglosen Kämpfen der Feldherr ganz entmuthigt Rom und die Halbinsel verließ und heimkehrte. Totila gewann nun Rom zum zweiten Mal, eroberte ganz Italien (außer Ravenna), Sicilien, Sardinien, Korsika, und da der Kaiser noch immer den Frieden versagte, rüstete er eine starke Flotte, landete an der Küste von Epirus, bezwang mehrere Städte daselbst und bedrohte Byzanz. Eine dritte Expedition des Kaisers gegen Italien unter dem Prinzen Germanus scheiterte (551) wie die zweite Belisars. Aber Justinian ruhte nicht, denn er haßte den Namen „Gothen“, und gelobte „sie auszutilgen aus dem Reiche“. Und endlich gelang dem kriegsgewaltigen Feldherrn Narses, dem Nebenbuhler Belisars und Besieger der Perser, der mit erdrückender Macht in Italien auftrat (551), die Vernichtung des edlen Totila und seines Volkes. Getreu der alten, ein halbes Jahrtausend bereits von den Römern geübten Politik, Germanen durch Germanen zu verderben, nahmen der Kaiser und Narses große Scharen von Langobarden, Herulern, Gepiden und andern germanischen Stämmen in Sold, und diese Kerntuppen, von gleicher Tapferkeit wie die Gothen, entschieden unter des Narses überlegener Führung endlich den Sieg. Dieser kleine, verkrüppelte Mann war kein Held an Kraft, aber ein Held des Geistes. Er landete bei Ravenna, brachte dieser von den Gothen belagerten Stadt Entsatz und rückte nun an der Westküste des adriatischen Meeres in einem meisterhaft geplanten Marsch in das Mittlere des Landes vor. Bei Taginae am Flüsschen Cladius, östlich von Perugia (Perusia), stellte sich König Totila, von Rom heran eilend, dem weiteren Vordringen seines großen Ueberwinders entgegen. In glorreicher Weise erfüllte der Held an diesem Tage alles, was Germanen von ihren Königen verlangten: er sprengte durch

alle Reiben seines Heeres, mit Wert und That die Seinen zu höchster Tapferkeit anspornend: um Zeit zu gewinnen, bis eine erwartete Verstärkung eingetroffen wäre, und zugleich um „Feind und Freund zu zeigen, welch ein Mann er sei, ritt er, allein, in Mitte beider Heere, in prachtvollen, reich mit Gold geschmückten Waffen. Von Wurfspeer und Lanze hernieder wallten ihm purpurne Wimpel-Bänder, ganz würdig eines Königs, und auf herrlichem Rosse

manen) starb Totila auf dem Rückzug. Die Römer aber hatten von dem Liebling des Glückes, von dem glänzenden König eine so hohe Meinung, daß sie an seinen Tod nicht glauben wollten, bis sie die wieder ausgegrabene Leiche erkannten.

Bedoch der Muth des Gothenvolkes war noch immer nicht gebrochen: sie zogen über den Po nach Pavia und erhoben dort einen neuen — den letzten — König, den großartigen Helden Teja, welchen



prangend, tummelte er sich angesichts beider Lager in meisterhaftem Waffenspiel. Nach allen Seiten verschlungene Kreise reitend, warf er die Lanze in die Luft, fing sie dann wieder abwechselnd bald mit der Rechten, bald mit der Linken, und zeigte in raschen und künstlichen Wendungen auf dem Rosß seine Gewandtheit und Kraft. Endlich führte er, als die erwarteten Reiter eingetroffen, die Seinen zum Angriff. Aber der großen Uebermacht und der Feldherrnkunst des Narfes erlagen die gothischen Helden: schwer verwundet von einem Gepiden (einem Ger-

seine Feinde, die Byzantiner, den ersten Heroen d. h. Halbgöttern des Alterthums, einem Achilleus also, an Helden-Herrlichkeit gleich stellen.

Meister Naue in München, welcher die beiden früher eingeschalteten Bilder gezeichnet, hat diesen Augenblick der Erhebung Teja's zum König der Gothen hier ergreifend dargestellt. In dem Palast zu Ruma, dem Schatz-Haus der Gothen, wird von seinen Getreuen der Königs-Hort Theoderichs gehoben. Einer der Krieger erhebt die alte Sturmfahne Theoderichs vom Boden, andre umringen den Hel-

den, Lorberzweige in den Händen und ihm als ihrem gelornen König Treue schwörend, indes Teja den Speer gen Himmel erhebend schwört, bis zum Tode für die Freiheit und die Ehre des Gothenvolkes zu streiten.

Ein solcher Hort oder Schatz war in jenen Zeiten sehr wichtig. Er bestand in allerlei Waffen, kostbaren Geräthen und Schmuckstücken sowie in Gold- und Silber-Münzen. Man rüstete nicht nur die eigenen Truppen mit diesen Waffen aus, man warb auch Söldner oder man erkaufte Hilfscharen fremder Könige durch Zahlungen und Geschenke aus diesem „Hort“.

Freilich galt es jetzt nur noch einen Kampf um die Ehre, nicht mehr um den Sieg. Glorreich wie das Aufsteigen sollte der Untergang des Gothenvolkes sein. Quer durch ganz Italien eilte Teja von Pavia bis Romae in Unteritalien, wo der Königsschatz des Reiches lag. Von Romae wurde der kleine Rest der Gothen durch die erdrückende Uebermacht der Byzantiner, welche einstweilen fast ganz Italien, auch Rom (552), gewonnen hatten, abgedrängt auf den dem Vesuv gegenüber liegenden Milchberg (mons lactarius). Als hier die Eingeschlossenen der Hunger bedrängte (September 552), führte König Teja die letzten Gothen zum Ausfall, zum freudigen Heldentod. Ein wunderbares Schauspiel muß es gewesen sein, hier an dem Golf von Neapel, an einer der schönsten Stätten der Erde, im Angesicht des rauchenden Feuerbergs und der ewig blauen Bucht von Bajae, die edeln Reste eines herrlichen Volkes im ruhmvollen Kampfe fallen zu sehen. Abermals, wie bei Totila, ist es der byzantinische, der feindliche Bericht, welcher höchstes Lob auf den König der Gothen häuft: „Seine Tapferkeit steht der der größten Heroen der Vorzeit gleich: aus allen hervortragend kämpfte er mit wenigen Getreuen vor der Schlachtreihe der Gothen. Die Feinde hofften, nach seinem Fall werde der Kampf zu Ende sein, und drangen alle, die tapfersten Krieger voran, in dichten Haufen auf den König, von allen Seiten mit Wurfspeeren nach ihm werfend, mit Speeren nach ihm stoßend. Aber Teja deckte sich mit seinem Schilde, fing damit alle Lanzen auf und plötzlich hervorbrechend erschlug er jedes Mal viele Feinde, und so oft sein Schild ganz voll hing von aufgefangnen Lanzen, ließ er sich von seinem Schildträger einen andern reichen. So war im Kampf der dritte Theil des Tages — acht Stunden! — verfloßen, wieder stakten zwölf Lanzen in seinem Schilde, so daß er ihn nicht mehr bewegen konnte, sich damit zu decken.

Er rief eilig seinen Waffenträger herbei, ohne jedoch auch nur um eines Fingers Breite vom Platze zu weichen oder sich zurück zu wenden und die Feinde vordringen zu lassen. Weder seitwärts wich er, noch deckte er seinen Rücken mit dem Schilde, sondern gleich wie in den Erdboden gewurzelt blieb er stehen mit seinem Schilde, mit der Rechten die Feinde nieder stoßend, mit der Linken sich vertheidigend und unablässig nach seinem Waffenträger rufend. Aber in dem Augenblicke, da er den mit Lanzen beschwerten Schilde mit einem frischen vertauschen wollte, traf ein Wurfspeer tödtlich die ungedeckte Brust.

Die Feinde zeigten sein abgeschnittenes Haupt, die Ahrigen zu ermuthigen und die Gothen zur Ergebung zu bewegen. Aber die Gothen rächten blutig ihren gefallenen Helden-König; sie kämpften fort bis zur Nacht, und auch den ganzen zweiten Tag noch wüthete die Schlacht ohne Entscheidung. Endlich aber schlug der Rest — es waren nur mehr tausend Mann! — vor, vom Kampfe lassen zu wollen unter folgender Vereinbarung. Niemals würden sie sich dem Kaiser unterwerfen, aber sie wollten mit ihren Waffen und ihrer Habe aus Italien abziehen sich andern Germanen jenseits der Alpen anzuschließen. Narfes ehrte das Heldenthum dieser Männer: er gewährte ihnen und allen noch im Lande zerstreuten Gothen diese rühmlichen Bedingungen. So räumten denn die letzten Gothen den schönen aber den Germanen unheilvollen Boden Italiens: sie gingen in andre germanische Nachbarvölker über. Reste von ihnen darf man in der besonders schönen und stattlichen Bevölkerung der südtirolischen Thäler der Etsch und Passer (bei Meran) erhalten glauben, wo auch die Sage von „Dietrich von Bern“ noch lebhaft im Schwange geht.

So erlag das edle Volk der Gothen der Uebermacht der vereinten Italier und Byzantiner, aber ihr Andenken strahlt hell in der Geschichte, das Lob ihres Heldenthums, mit welchem sie für ihre Freiheit, für ihr Volksthum kämpften, und ihrer bildungsfähigen Anlage, ihrer Milde und Großherzigkeit. Der Sieg im Kampfe wird nicht immer den Würdigsten zu Theil: auch höchste Tapferkeit kann manchmal den Untergang nicht abwenden, aber sie kann ihn immer adeln, weihen, verklären. Nicht was wir erleben, wie wir es erleben, ist das Entscheidende, und wie Emanuel Geibel schön gesagt hat:

„Wenn Etwas ist gewaltiger als das Schicksal,
So ist's der Muth, der's unerschütter't trägt.“

Post- und Reiseplaudereien.

Von

Fedor von Höpven.

Mit Illustrationen von Ludwig Burger.*)

Gegenüber dem Hause, das meine Eltern in Jülich bewohnten, befand sich ein großer, mächtiger Thorweg. Groß und mächtig kam er mir nämlich vor, er mag aber wohl nicht viel größer gewesen sein, wie jedes andere Hofthor; denn solange wir selbst klein sind, erscheinen uns die Gegenstände unserer Umgebung immer groß. Dieser große, mächtige Thorweg führte in einen weiten, geräumigen Hof, auf dem es viel Merkwürdiges zu geben schien. Meine älteren Brüder gingen oft hinüber und brachten von da schöne, bunte Pfauenfedern mit, die zu Hause vor den Spiegel gesteckt wurden. Der Hof hatte für mich einen geheimnißvollen Reiz. Oft saß ich auf den steinernen Stufen vor der Hausthür, Griffel und Schiefertafel in der Hand, und suchte durch das Thor in das Innere des Hofes hineinzublicken, denn ich selbst durfte nicht hinübergehen. Einmal stand der Pfauhahn gerade mitten vor dem Thore und spannte den Schweif zu einem prächtigen, farbenschildernden Fächer aus, in dem sich die Sonnenstrahlen spiegelten, so daß der Rand wie Juwelen bligte. Auch andere Dinge trugen sich dort zu, die meine Neugier erregten. Jeden Vormittag zu einer bestimmten Stunde kam ein großer gelber Wagen, mit drei oder vier Pferden bespannt, aus dem Thorwege hervorgefahren. Hoch auf den Boche saß ein kräftiger Bursche in blauer Jacke mit orangegelbem Kragen, engen Lederhosen, hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den schwarzen Cylinderhut von Glanzleder mit herabhängender Quaste und am Riemen über der Schulter das blanke Posthorn. Beim Hinausfahren zum Thore nahm er das Horn vor den Mund und stieß hinein, — das klang gar fröhlich. Des Nachmittags hörte man gleichfalls zu einer bestimmten Zeit die Klänge des Posthorns schon von Weitem, von der Landstraße her; denn der Ort war nur klein, so daß man zugleich zu einem Thore hinein und zum anderen hinaussehen konnte. Bald darauf kam auch der gelbe

Wagen zur Stadt und zum Thorweg hineingefahren. „Die Post kommt, die Post ist da!“ hieß es im Städtchen, und nun sammelten sich viele Leute vor dem Hause drüben, über dessen Thür ein Schild mit dem preussischen Adler und dem Posthorne darunter angebracht war. Einige musterten die angekommenen oder durchreisenden Fremden; andere gingen hinein und kamen mit Briefen, Zeitungen oder Paketen wieder heraus.

Dies Alles war schon von meinem Platze vor der Hausthüre aus hübsch anzusehen. Ich versuchte, Wagen, Pferde und Postillon auf meiner Schiefertafel abzuzeichnen, aber sie waren nie recht getroffen. Auch hätte ich gerne aus der Nähe gesehen, wie die Pferde aus dem Stalle geführt und vorgeführt wurden und was es sonst auf dem Posthose Sehenswürdiges gab. Da beredete ich eines Tages meine ältere Schwester, mich hinüber zu begleiten. Mit scheuer Neugier trat ich an ihrer Seite durch den Thorweg in den Hof ein. Die Hofbewohner schienen mich sogleich als einen Fremdling zu erkennen. Der Hofsund wurde ganz rebellisch, zerrte an seiner Kette und machte großen Lärm. Der alte Pfauhahn in seinem goldglänzenden Kleide reckte den Hals immer höher und rief dem gesiederten Hofgesinde etwas zu, was ich nicht verstand; eine Gluckhenne breitete ihre Flügel aus wie einen Schild und lockte ihre Kleinen heran, um sie darunter aufzunehmen. Der Pfauhahn stolzierte langsam von dannen und ließ seinen bunten Schweif wie eine Schleppe nachhängen. An einer Ecke des Hofes schritt ein anderer, dicker Vogel mit rother Kappe, deren Zipfel ihm bis über den Schnabel herabhäng, und rother Kravatte, kullern und bullern einher; er gebedete sich wie toll, schlug ein Rad nach dem anderen und ließ die halbaufgeblähten Flügel starrend auf dem Erdboden hinrauschen. Ich bemerkte, daß der Pfau eine von seinen prächtigen Federn aus seinem Schweife verlor und bückte mich, um sie aufzuheben, natürlich nicht für ihn, sondern für mich.

*) Die interessanten, vortrefflichen Zeichnungen des allbewanderten Künstlers, welche diesen Artikel illustriren, sind dem, in der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin (R. v. Decker's Verlag, Marquardt u. Schenk, Berlin) erschienenen „Postnammbuch“ entlehnt und uns von den Herren Verlegern für unsere Blätter in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt worden. Wir benutzen die uns gebotene Gelegenheit, um die Erwachsenen unter unsern Lesern auf dieses höchst anregende, reichillustrirte Werk aufmerksam zu machen, das uns in Bild und Wort, in Liedern und Citaten die Entwicklungs-Geschichte der Post in allen Ländern der Erde, zu lebendiger Anschauung bringt.

In diesem Augenblicke schoß der andere, dicke Vogel, den ich nach meinen Bilderbüchern längst für einen Putzahn erkannt hatte, gerade auf mich los. Wahrscheinlich hielt er mich für seines Gleichen, weil ich einen rothen Shawl um den Hals trug, und wollte mit mir kämpfen, denn er hackte sogar nach mir; aber meine Schwester stellte sich zwischen uns, schlug den bösen Putzahn in die Flucht und lachte mich tüchtig aus. Da verging mir die Lust, den Posthof zu besuchen; sie kam jedoch wieder, sobald ich ein wenig größer und verständiger geworden war.

Als ich erfahren hatte, daß der Puter nicht gerade ein so gefährliches Geschöpf war, wenn man ihm nur herzhaft zu Leibe ging, wiederholte ich meinen Besuch auf den Posthofe, erst unter dem Schutze meiner Brüder, dann allein. Nun erst konnte ich meine Neugier befriedigen. Einige Zeit vor dem Abgange der Post wurde der schwerfällige Wagen aus dem Schuppen

hervorgezogen. Das Hintergestell desselben bestand aus einem großen Kasten. In diesen wurden die Koffer der Reisenden sowie Postpakete und Briefsäcke geladen und darauf die Thüre durch eiserne Bänder und Riegel geschlossen. Die Plätze für die Passagiere waren sehr eng und unbequem; jeder Platz war durch eine Nummer bezeichnet, welche mit der Nummer des vom Passagier gelösten Fahrscheins übereinstimmte. An der Decke des inneren Wagenraumes hing ein Reg, in welches die Reisenden ihre Stöcke, Hutschachteln, Reisetaschen u. s. w. legten. Wenn der Wagen während der Fahrt einen heftigen Stoß bekam, was bei den schlechten Landwegen damals gerade nichts Seltenes war, so kam es wohl vor, daß die Passagiere nicht bloß mit den Köpfen zusammenfuhren, sondern daß auch Schachteln und Schirme auf ihre Köpfe herabfielen, woraus in dem engen Wagenraum große Verwirrung entstand.

Die Pferde sind vorgespannt; der Postillon oder „Schwager“, wie er von den Passagieren genannt wird, steht ihnen lieblosend zur Seite. Der Schirmermeister überzeugt sich mit einem prüfenden Blicke, ob die Geschirre in Ordnung, die Achsen geschmiert sind, und winkt dem Postillon, welcher mit seinem Posthorn das Zeichen zum Einsteigen giebt. Die Passagiere nehmen ihre Plätze ein, der Schwager

schwingt sich auf seinen Hochsitz, ergreift die Reine, ruft „Hott“ und fährt blasend zum Thore hinaus auf die Landstraße. Alle zwei Stunden wird zum Wechseln der Pferde Station gemacht. Ist der Weg gut und thun der Schwager und die Pferde ihre Schuldigkeit, so braucht man für die Postmeile eine Stunde Fahrt, also beinahe fünfmal so viel Zeit, als heut zu Tage mit der Eisenbahn. Dazu kommt der Aufenthalt an den Stationen.

Gerne ging ich in den Stall zur Zeit, wenn die Pferde gefüttert und gepuht wurden, und war bald nicht nur mit allen Personen, sondern auch mit allen Pferden bekannt, die zur Post gehörten. Einmal als die Postkutsche bereits angespannt war, hob mich der „Schwager“ auf eins der Pferde, hing mir das Posthorn über die Schulter und nannte mich den „kleinen Postillon“. Seitdem stand es fest in mir, daß ich Postillon werden wollte. Ich theilte diesen Entschluß meinem Vater mit; dieser aber meinte, ich sollte nur erst etwas lernen, später würde ich mich wohl eines Andern besinnen. Und so ist es denn auch gekommen.



Als ich sieben

Jahre alt war, wurde mein Vater in seinem Dienstverhältnisse von Jülich nach Brieg (in Schlesien) versetzt, wo-

hin ihn natürlich die ganze Familie begleitete. „Nun“ — dachte ich — „gibt es eine Postreise;“ aber es wurde nichts daraus. Die Familie bestand damals — mit Ausschluß meines ältesten Bruders, der damals im Kulmer Kadettenhause war — aus Vater, Mutter und sechs Geschwistern. Ich pflegte auch meinen krummbeinigen Spiellkameraden, den Tockel Bergmann, mit zur Familie zu zählen; dieser aber ging zu meinem großen Leidwesen in andere Hände über und machte die Reise nicht mit. Für die Reise mit einer so starken Familie war die Post zu unbequem und kostspielig. Mein Vater mietete daher in der nächsten größeren Stadt eine Lohnfuhr, welche uns bis nach Kassel — etwa die Hälfte Weges zwischen Jülich und Brieg — brachte; hier wurden wir durch eine andere Fuhr abgeholt, die in Breslau genommen war. Mit diesem Lohnfuhrwerk legten wir täglich sechs bis sieben Meilen zurück. Jeden vierten Tag wurde Rast gemacht zur Erholung der Pferde. Auch gab es unterwegs mancherlei Aufenthalt und Unfälle. Bald wurde ein Pferd lahm, bald ein Rad schadhaft;

einmal brach die Achse und einmal fiel der ganze Wagen in den Graben. So dauerte die Reise, die man heutzutage in 24 bis 30 Stunden zurücklegen kann, beinahe vier Wochen. So schön, wie ich das Reisen mir vorgestellt hatte, war es überhaupt nicht trotz der wechselnden Landschaft, der zahlreichen Dörfer und Städte, die wir durchfuhren. Ich wäre lieber im Freien umhergesprungen, statt täglich sechs bis neun Stunden in der engen Kutsche zu sitzen. In den Wirthshäusern, wo wir Rast machten, wurden keine Leibgerichte aufgetischt und das Nachtlager war oft dürftig genug. Aber die liebe Mutter gab mir dann ein Kissen von den ihrigen und machte mir das Lager weich. O, könnt' ich's ihr doch heute noch danken! —

Als wir endlich in Briege ankamen, dünkte ich mich ein weitgereister Mann und konnte meinen neuen Schulkameraden viel von den erlebten Reiseabenteuern erzählen. Zu meiner Freude war zu Briege die erste Wohnung meiner Eltern in — der Post. —

So reiste man vor vierzig Jahren, und weil das Reisen so beschwerlich und umständlich, ward überhaupt so wenig als möglich gereist. Urlaubs- und Ferienreisen der Schüler kannte man fast gar nicht. Der Schulknabe, der jetzt von einer Erziehungsanstalt zu den Ferien nach Hause reist, hat es bequem. Die Eisenbahnstation ist gewöhnlich nicht weit entfernt. Dort löst er sein Fahrbillet, läßt sich vom Schaffner seinen Platz im Wagen anweisen und fährt nun in der Regel in einem Zuge durch bis an das Ziel seiner Reise, wo ihn seine Lieben schon mit Herzensfreude auf dem Bahnhofe erwarten, besonders — wenn er gute Censuren vorausgeschickt hat. Daß es aber auch eine Zeit gab, in der das Reisen viel beschwerlicher, als vor vierzig Jahren, und sogar gefährlich war, das habe ich in einem Buche bestätigt gefunden, das mir der Herausgeber dieser Blätter geliehen hat. Es heißt „Poststammbuch,“ ist mit vorzüglichen Illustrationen Ludwig Burgers ausgestattet und den Angehörigen und Freunden der Post gewidmet. Bin ich nun auch kein Postillon geworden, so bin ich doch ein Freund der Post geblieben, und wenn du, lieber junger Leser, daselbe bist oder werden willst, so will ich dir einmal nach jenem Buche etwas von der alten Post erzählen.

Schon bei den Völkern des Alterthums gab es Postanstalten, die aber nicht den Zweck der Beförderung von Personen, sondern der Bestellung von Botschaften hatten. Die Herrscher der großen Reiche mußten durch dieselben erfahren, was in ihrem Lande vorging. Auch bei den alten Aegyptern finden wir

die ersten Spuren eines vom Staate eingerichteten regelmäßigen Botendienstes. Es bestand auch bei den Persern eine Einrichtung, welche es dem König möglich machte, von seinen dreißig Tagereisen weit entfernten Unterthanen an demselben Tage Nachricht zu erhalten. Auf hohen Warten, die so weit von einander entfernt standen, als die menschliche Stimme reicht, waren nämlich Landesbewohner postirt, welche eine besonders kräftige Stimme hatten. Von diesen rief nun einer dem anderen seine Botschaft zu, welche auf diese



Weise von den Grenzen der Provinz bis nach der Hauptstadt und umgekehrt getragen wurde. König Cyrus ließ später an den Hauptwegestrecken des Reichs in gewissen Zwi-

schenträumen Stationen für Läufer und Pferde einrichten. Ein Eilbote brachte die geschriebene Botschaft dem nächsten, der zweite dem dritten u. s. w.

Ein griechischer Geschichtschreiber vergleicht die Schnelligkeit dieser persischen Eilboten, welche Angaren genannt wurden, mit dem Fluge der Kraniche.

Im römischen Reiche ward unter dem Kaiser Augustus eine Staatspost gegründet, welche *cursus publicus* genannt wurde. Der Botendienst auf den breiten, schön gepflasterten römischen Heerstraßen ward nicht allein durch berittene Eilboten verrichtet, sondern man bediente sich auch leichter Fuhrwerke, in denen außer dem Boten noch ein Staatsbeamter Platz fand. (Siehe das Bild auf der nächsten Seite.) Für die letzteren wurden bestimmte Stationen zu Nachtquartieren eingerichtet, welche auch von dem Kaiser und den Statthaltern bei ihren Reisen durch die Provinzen benutzt wurden. Für Privatleute war die römische Staatspost nicht bestimmt, sondern diese mußten noch selbst für ihre Beförderung mittels der Eilwagen oder Flußschiffe sorgen.

In unserem deutschen Vaterlande wurde die Bestellung der Botschaften im Mittelalter den vielen „fahrenden“ d. i. im Lande umherziehenden Leuten, als Pilgern, wandernden Gesellen, hausirenden Zuden, Krämern, Metzgern, Spielleuten, übertragen. Diese Bestellung war freilich unsicher genug. Oft

kam es vor, daß der Bote unterwegs einen Unfall erlitt, daß er überfallen wurde oder auf eigene Hand seinen Weg änderte und daß weder Bote noch Botenschaft am Ziele ankam. Im 14. und 15. Jahrhundert legten die großen Hansestädte eigene Botenanstalten zu gegenseitiger Verbindung an. Ihre „geschworenen Städteboten“ oder „Magistrats-Ausreuter“ führten ein Schild mit dem Stadtwappen auf der Brust oder auf dem Arme, und einen starken hölzernen Botenspieß mit eiserner Spitze, der ihnen zugleich über die Gräben fort half. Unter dem Kaiser Maximilian II. legte Herr Franz von Taxis *) die erste wirkliche Post im Reiche an, nämlich eine reitende Post zwischen Brüssel und Wien (1561). Bald folgten derselben weitere Anlagen, die sich von Hamburg bis



Berona, von der Schweiz bis Holland erstreckten und außer der Briefbestellung auch die Personen-, Packet- und Geldbeförderung sich zur Aufgabe stellten, also fahrende Posten. Kaiser Rudolf II. erhob die Posten zu einer Reichsanstalt und ernannte Bernhard von Taxis zum kaiserlichen General-Oberpostmeister im Reiche (1595). Dieses Amt vererbte sich auf seine Nachkommen, welche (1686) in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. Aus den Ueberschüssen der Reichspost erwuchs dem Taxis'schen Hause eine sehr bedeutende Einnahmequelle.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, der seinen Staat auf



*) Das Geschlecht der Thurn und Taxis stammt von einem fränkischen Ritter Martin della Torre, der am Comersee begütert war, unter Kaiser Konrad III. einen Kreuzzug machte und (1147) in saracenischer Gefangenschaft starb. Einer seiner Nachkommen ließ sich (1313) im Gebiete von Bergamo nieder und nahm von dem Berge Tasso, auf dem seine Burg stand, den Namen del Tasso, später de Tassis an. Von ihm stammt die Linie della Torre e Tassis, in Deutschland Thurn und Taxis genannt.

eigene Füße stellte, wollte für denselben auch eine eigene Post haben, und gründete eine Hauptpostlinie vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen seiner weitgestreckten Lande, von Memel bis Kleve (1646), an die sich von Norden und Süden verschiedene Nebenlinien angeschlossen. Darüber erhoben die Grafen von

Taxis laute Klage, denn sie nahmen die Anlage der Posten im Reiche als ihr ausschließliches, vom Kaiser ihnen verliehenes Vorrecht in Anspruch. Aber der große Kurfürst kehrte sich nicht daran, er behielt sein Recht und Brandenburg seine Post. Der auf nächster Seite stehende Holzschnitt zeigt uns eine preussische Post aus jener Zeit. In den anderen deutschen Staaten bewahrten die Fürsten von Thurn und

Taxis noch lange das Postrecht. Erst in diesem Jahrhundert kauften die größeren Staaten — Bayern, Württemberg — für große Summen jenen ihr Vorrecht ab und gründeten Staatsposten. Nach dem Kriege von 1866 ward auch in denjenigen Staaten, welche sich mit Preußen zum Norddeutschen Bunde vereinigten, das Thurn und Taxis'sche Postwesen aufgehoben und die Preussische Post eingeführt, und im Jahre 1871 wurde für alle Staaten des Deutschen Reiches mit Ausnahme von Bayern und Württemberg die Kaiserlich Deutsche Reichspost gegründet.

Ebenso wichtig wie unsere Staatspost für den bürgerlichen Verkehr ist im Kriege die Feldpost, welche die Verbindung zwischen den Kriegsheeren und der Heimat vermittelt. Um sich einen Begriff von der großen Thätigkeit der Beamten machen zu können, muß man einmal eine solche Feldpostexpedition in Feindes Land gesehen haben, welche nicht immer in geschlossenen Räumen, sondern oft unter freiem Himmel, ja auf dem Schlachtfelde selbst aufgeschlagen wird. Da findet man Briefsäcke und Pakete mit Liebesgaben zu wahren Riesen-

bergen aufgethürmt; denn jeder Krieger nimmt seine Heimat im Herzen mit und verlangt danach, von seinen Lieben zu hören, die daheim für ihn sorgen und bangen. Es kommen und gehen die bewaffneten reitenden Postillone und die Beamten können kaum die Arbeit bewältigen, alle Briefe und Pakete nach den verschiedenen Truppentheilen zu ordnen.

Auch unsere friedliche Taube muß zu Kriegszwecken dienen, um den Nachrichtenverkehr zwischen einer belagerten Festung und dem Lande draußen zu vermitteln. Bei dem wunderbaren Heimathstribe, welcher diesen Thierchen eigenthümlich ist, wissen sie stets den Rückweg zu finden, wenn sie auch noch so weit von ihrer Heimath entführt wurden. Ueber Wälle und Mauern und über die Wohnungen der Menschen hinweg schwingt sich der geflügelte Bote, um das heimathliche Taubenhaus wieder aufzusuchen. Hier wird er bereits erwartet und ihm die Botschaft abgenommen, die er unter den Flügeln birgt.

Die Personenbeförderung mittels der Post ist in den Ländern nach den Verhältnissen des Bodens sehr verschieden. Durch das Grasmeer der Pustten*) jagt im tausenden Galopp die ungarische Esilospost, die kleinen, munteren Pferde von einem gewandten Kosschüter gelenkt. Ueber die Sierra**) fort führt auf geschlängelttem Gebirgswege der spanische Postzug, zehn bis zwölf Maulthiere zu je zweien vor den Postwagen gespannt. Auf einem der vordersten Maulthiere sitzt der Postillon; den Bodsiß nehmen zwei Leute ein, welche der Majoral und der Zagal heißen. Der erstere lenkt die beiden Thiere an der Deichsel, der letztere behält fortwährend das ganze

Gespann im Auge. Er springt ab, wenn ein Strang reißt oder wenn das Gespann mit der Peitsche angefeuert und in Galopp gebracht werden soll; er rennt neben den Thieren her, ermuntert sie, ruft sie bei Namen, führt mit ihnen Gespräche, lobt und bestraft sie und schwingt sich während der Fahrt verschiedene Male bald auf den Sitz, bald wieder herab. Ueber die beschneiten Steppen Sibiriens fährt

die russische Kiensthierpost mit kleinen Schlitten dahin, und durch den Sand der Wüste zieht mit schwer belasteten Kamelen, von Beduinen geleitet, die Karawane d. i. die Wüstenpost der Araber.

Wie es noch vor vierzig Jahren mit dem

Postreisen bei uns aussah, ward bereits oben geschildert. Seit dieser Zeit begann ein gewaltiger Umschwung in unserem Verkehrsweisen durch die Einführung der Eisenbahnen. Die erste Eisenbahnstrecke in Deutschland, zwischen Nürnberg und Fürth, ward im Jahre 1835 eröffnet; im Jahre 1837 folgte die erste Strecke

der Linie Leipzig-Dresden und im Jahre 1838 die Linie Berlin-Potsdam.

Bald waren alle größeren Städte durch Schienenwege verbunden, und von den seitwärts der Verkehrswege gelegenen kleineren Städten aus wurden Zweigbahnen oder doch gute Straßen nach den nächsten Stationen der Hauptlinien

angelegt. Ein Netz von eisernen Adern durchzieht das Land, und wer in Deutschland heutzutage noch eine weite Postreise unternehmen will, muß schon weit hinauf nach Litthauen oder Masuren gehen, wo noch hin und wieder einmal ein schwerbepackter Postwagen im Sumpfe stecken bleibt.

Ueber Ströme und Abhänge fort rollt auf kühn geschwungenen Brückenbogen der brausende Dampfwagenzug, durch das Innere der Berge hindurch haben die Kunst und Kraft der Menschen ihm Bahnen gebrochen, schon wölbt sich unter dem Meeresgrunde



*) „Pustta“ heißen die weiten Grasflächen in Ungarn; „Esilo's“ sind ungarische Kosschüter.

**) „Sierra“ heißen die Gebirgszüge in Spanien.

der Tunnel für den Schienenweg, welcher das Großbritannische Inselland mit dem Festlande verbinden wird. Mit dieser Erweiterung des Personenverkehrs hat auch die Briefpost eine weit größere Ausdehnung angenommen, und dein Briefmarkenalbum, lieber Leser, zeigt dir die Regenten- oder Wappenbilder vieler fremder Fürsten und Länder. Ueber die hohen Stangen neben dem Schienenwege läuft der elektrische Draht, welcher mit Blitzesschnelle die Nachrichten von einem Orte der Erde zum anderen trägt, und den Erfindungen der neuesten Zeit verdanken wir sogar

eine Einrichtung, durch welche der Klang der menschlichen Stimme auf Entfernungen von mehreren Meilen fortgetragen wird.

So dient die Post nicht allein dem Verkehr, sondern sie ist zugleich ein Förderungsmittel für die geistige Bildung, ja für alle Verhältnisse, welche Menschen mit Menschen und Völker mit Völkern verbinden. Möchte auch deine Theilnahme, lieber Leser, für diese wichtige Einrichtung durch meine Post- und Reiseplaudereien angeregt sein und zunehmen, dann hab' ich meine herzliche Freude daran.

Bergkirchleins Sonntagsglocke.

Von

Julius Lohmeyer.

Initial von Paul Thumann.



Der Osten erglöh't und die Dämmerung schwand;
Ich schaue hinaus in das schweigende Land:
Es dampfen die Gründe, es glühert der Fluß,
Es schimmert die duftige Ferne:
Da bring' ich der Erde den himmlischen Gruß
Und grüße die scheidenden Sterne.

Und ich ruf' es mit mächtigem, freudigem Schall:
Wie schön bist du Heimath, wie schön überall!
Von Dörfern und Städten ein lachender Kranz
In wogenden Saaten und Auen:
Ein prangender Garten des blühenden Lands
Gefegnete Fluren zu schauen! —

Und mächtiger hebt sich und schwingt sich mein Klang
Durch Wälder und Felder, die Thäler entlang:
Zur niedrigsten Hütte, verlassen und fern,
Die Kunde des Friedens zu bringen.
Und siehe, schon nah'n sie, in Andacht dem Herrn
Loblieder des Dankes zu singen.

Sprüche von Friedrich Güll.

Für die äußere Welt
Seien deine Augen Spiegel,
Für die innre Welt
Seien deine Lippen Kiesel.

Der Ueberfluß wirkt Ueberdruß,
Und nur Entsagung und Entbehrung
Gewährt der Freude Bollgenuß.

Es ist der Leib der Seele Haus,
Die Augen sind die Fenster.
Oft schau'n des Himmels Engel heraus,
Und oft der Hölle Gespenster.

Bist du Zweig, so halte fest am Ast,
Bist du Ast, so halte fest am Stamm:
So nur trägt ihr geldner Früchte Last.

Der Schäfer und sein Pflegesohn.

Erzählung von

J. Weyhen.

Original-Zeichnungen von H. Heubner.



vor vielen Jahren verunglückte in einem Gebirgsdorfe Mitteldeutschlands ein Tagelöhner beim Holzfällen. Sein armes Weib folgte ihm schon in wenigen Wochen nach ins Grab, und ihr einziger Sohn Paul, damals etwa neun Jahre alt, stand nun ganz allein in der Welt. Mit sterbender Stimme hatte die Mutter ihn getröstet und gesegnet. Noch einmal hatte sie empor zum Himmel, dann wieder auf den schluchzenden Knaben geblickt und leise zu ihm gesagt: „Bleibe fromm und brav, Paul! Vergiß Deinen Vater und Deine Mutter nicht. Gottes Augen sehn auf Dich Tag und Nacht. Verzage nicht, wenn die Menschen rauh und hart zu Dir sind; denn denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

Das waren ihre letzten Worte gewesen, und noch lange hatte Paul laut weinend am Sterbette der Mutter gekniet ohne Hoffnung und ohne Trost. Nachdem sie dann zur letzten Ruhestätte getragen war, stand die kleine Hütte, in welcher noch vor wenigen Monaten Eintracht, Liebe und Glück gewohnt hatten, nun leer und verlassen. Der Gemeinde lag es ob, für den Knaben zu sorgen, und da niemand sich freiwillig seiner annehmen wollte, so wurde, er wie es in solchen Fällen Sitte war, an den Mindestfordernden ausgeben! Wie ein zum Verkauf ausgestellter Sklave mußte sich der arme Paul angaffen lassen, und ward endlich einem Bauern zugeschlagen, dessen hartes Gesicht wenig Gutes für ihn versprach. Für den Verwaisten begann jetzt eine schwere Zeit. An Armuth freilich war er gewöhnt, doch bisher war ihm diese durch Liebe und Freundlichkeit gemildert worden. Nun aber hieß es: Viel Arbeit und wenig Essen! Früh auf und spät zu Bett; Scheltworte und Schläge setzte es im Ueberfluß, aber nie ein freundliches Wort. Selbst die Kinder des Bauern, die sich natürlich für viel vornehmer und besser hielten, trugen in unbedachter Rohheit das Ihrige zur Vermehrung seiner Leiden bei.

Der lange Winter war zu Ende. In einem schönen Frühlingsmorgen sollte Paul einen mit Kartoffeln beladenen, schweren Schubkarren auf das Feld fahren. Der Bauer stand in der niedrigen Hausthür

und sah ihm gemächlich nach; sein jüngstes Söhnchen lief, eine selbstgemachte Peitsche in der Hand, als Fuhrmann neben Paul her und rief: „Züh, Schimmel!“ und der arme Junge schob mit schmerzlich verzogenem Gesicht unter Aufbietung aller Kräfte die übergroße Last bergan. Da begegnete ihm der Schäfer des Dorfes, der eben seine Heerde austrieb. Waldis — so hieß der Schäfer — war noch nicht lange in seiner jetzigen Stellung. Er war vor einigen Jahren in das Dorf gekommen, als der alte Schäfer eben gestorben war, und war dann sogleich dessen Nachfolger geworden; denn der Pfarrer, der ihn von früher zu kennen schien, hatte ihn als einen tüchtigen und gewissenhaften Mann empfohlen.

Die Bauern betrachteten ihn alle mit einer gewissen Scheu. Er wußte Manches, wovon sie nichts verstanden, und schien zu etwas Besserem geboren und erzogen. Seine Kleidung zeichnete sich durch Sauberkeit aus. Er trug Schnallenschuhe, lange Strümpfe, Kniehosen, einen dunkelblauen Rock mit blanken Knöpfen und großem Kragen, und einen seltsam aufgetrempelten Hut, bei schlechtem Wetter auch noch einen langen grauen Mantel. Sein ernstes Gesicht wurde von einem schon ergrauenden Barte eingefast. Er hauste ganz einsam am Ende des Dorfes in seiner Dienstwohnung, die er sammt dem dazu gehörigen Garten und Feld durch unermüdlchen Fleiß verschönert und verbessert hatte. Als Kräuterkundiger, als Arzt für Vieh und sogar für Menschen stand er in hohem Ansehen. Böse Buben riefen ihm dagegen oft, wenn auch nur in gehöriger Entfernung, „Hexenmeister!“ nach.

Kaum hatte dieser Mann den leuchtenden Knaben mit seinen straff angespannten Armmuskeln und wankenden Knien erblickt, als er mild aber entschieden sprach: „Setz' nieder, Bübchen, die Last ist für Dich viel zu schwer!“ Paul gehorchte gern, wischte den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf den Karren. Fröhlich aber erhob mit dem Rufe: „Züh, Pferd!“ die Peitsche. — „Nicht schlagen!“ warnte der Schäfer, und als das verwöhnte Nesthähnchen dennoch zuhieb, nahm er ihm ohne Weitres die Peitsche weg und warf ihm den zerbrochenen Steden vor die Füße. „Menschen schlägt man nicht,“ sagte der Schäfer streng, „wenigstens kein kleiner einen Größe-

ren!" Dann schritt er, das verblüffte Fritschen nicht weiter beachtend, auf dessen Vater zu, der mißmuthig aus der Ferne dies alles mit angesehen hatte.

"Michel," sprach er, "warum bürdet Ihr dem armen Jungen so unvernünftig auf?"

"Der Schlingel muß sein Brod verdienen," brummte der Bauer.

"Ich meine, Ihr bekommt Kostgeld."

"Meint Ihr, für die paar Groschen könnte ich den Vielesser füttern?"

"Warum habt Ihr ihn denn genommen?"

Jetzt wurde der Bauer zornig. "Geh't Euch was an?" rief er. "Solch ein hergelaufener Lump, der selbst von der Gemeinde gefüttert wird, will mir Vorschriften machen, und ich bin Schöffe! Und laßt künftig meinen Frit in Ruh! Was zerbrecht Ihr ihm seine Peitsche?"

Der Schäfer blieb bei diesen heftigen Worten ganz gelassen, sah den Bauern nur fest an und sprach ruhig: "Das ist Euch ja selbst nicht Ernst. Verdienest du nicht redlich, was mir die Gemeinde gibt? Und als ich im vorigen Sommer Eure Kuh rettete, die sich am frischen Klee übernommen hatte, nicht wahr, da freuetet Ihr Euch, daß ich „hergelaufen“ war? — Was Fritschen betrifft, so wist, ich nehme jedem Kinde den Stock ab, das ihn zum Schlagen erhebt."

"Aber mir wohl nicht!" rief der Bauer und ergriff eine Gerte. —

"Vorwärts, fauler Schlingel! soll ich Dir Beine machen?" rief er und schritt zornig auf Paul los, der sich ängstlich erhob. Doch auch der Schäfer war nicht zurückgeblieben. "Es thut nicht gut, Michel," sprach er sehr ernst. "Er nimmt Schaden. Laßt ihn die Hälfte abladen, dann geht's."

"Kein Noth! Marsch!" rief der Bauer.

Der Knabe that, was er konnte, und wankte einige Schritte vorwärts, aber nun kam eine schlimme Stelle, das Rad sank tief in den feuchten Boden, er mußte wieder absetzen. Da hieb der Bauer, seine Wuth auslassend, mit voller Kraft auf den Aermsten ein. Er schlug ihn rücksichtslos über Kopf und Schultern. Der Schäfer aber fiel ihm entschlossen in den Arm, gerade als Paul: "O weh! mein Auge!" schrie.

"Halt!" rief er gebieterisch. "Wollt Ihr Euch unglücklich machen, Mann? Hört lieber ein Wort unter vier Augen."

Er zog den Bestürzten ein paar Schritte abseits, während Paul an der nahen Quelle sein Gesicht kühlte. Schon nach einigen Augenblicken kehrten die beiden Männer zurück. "Du kannst mit Waldis

Deutsche Jugend. XII.

gehen," brummte Michel; "bin froh, daß ich Dich los bin." —

Das war der Abschied; zum Glück klang der Willkomm tröstlicher. "Ja komm mit mir, lieber Junge," sagte der Schäfer, "Du hast mich nie verspottet, nie hinter mir her geschrien. Wir wollen schon fertig werden mit einander."

Und während der Bauer brummend selbst den Karren weiter schob, und Fritschen ganz verblüfft drein schaute, schritt Paul wie im Traum neben seinem Beschützer der Heerde nach, die der kluge Hund inzwischen in Ordnung gehalten hatte.

Erst allmählig faßte er den wunderbaren Uebergang, und schaute, da sein Auge zum Glück nicht gefährlich verlegt war, froh in den schönen Morgen hinein. Bald lag das Dorf hinter ihnen, nur der Kirchturm und das hochgelegene Pfarrhaus schauten noch zu ihnen herüber. Die grüne Trift war erreicht, die Schafe begannen zu grasen, und Waldis setzte sich unter einen Baum auf einen bemoosten Stein. "Komm hierher zu mir," sagte er dann mit ernster und doch milder Stimme zu Paul. "Setz' Dich an meine Seite und hör' an, was ich Dir sagen will. Du hast trübe Tage bei dem hartherzigen Michel gehabt; aber es soll nun besser werden für Dich und vielleicht auch für mich. Ich hab Dich manchmal gesehen, wie du Abends fortgeschlichen bist zum Friedhof hin, wie Du nieder gekniet bist an den frischen Hügel, wo Vater und Mutter ruhn, und wie Du geweint und gefleht hast um Rettung aus der Noth. Vater und Mutter können Dir nicht mehr helfen, mein armer Bub. Aber Gott hat es mir in's Herz gegeben, ich will Dein Vater sein und Dich auch halten wie mein eigen Kind."

Solche liebevollen Worte hatte Paul lange nicht mehr gehört, und mit einem von Freude und Dankbarkeit übervollen Herzen küßte er seinem Beschützer die Hand. Dann sagte er, indem er unter Thränen lächelnd zu ihm aufblickte: "Was soll ich nun schaffen, Vater?"

Der Schäfer sah ihn mit freundlicher Behmuth an und antwortete: "Armer Bub', hast in der letzten Zeit über Gebühr gearbeitet und geschafft." Und mehr mit sich selbst, als zum Knaben redend, fuhr er fort: "Der Mensch ist nicht bloß zum Plagen und Placken da, zumal nicht ein so junges Menschenkind. Das Gras wächst, die Blume blüht, der Baum dehnt sich wohlthig in der lauen Luft, die Vöglein spielen in seinen Zweigen — soll der Mensch, die Krone der Schöpfung, allein ewig im harten Joche der Arbeit gehen?"

"Was meinst Du denn zu einem Feiertag heute?"

sagte er dann, indem er sich wieder zu Paul wandte. „Es ist zwar kein Sonntag heute, aber ein Sonnentag. Ich will ihn Dir schenken. Geh', lauf, treib', was Du willst. Nur wenn die Mittagsglocke läutet, such' mich wieder auf. Wir theilen dann mein Brod, und wenn's schmal hergeht, daheim gibt's später mehr.“

Das war ein willkommenes Wort für den armen Knaben. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er eigentlich keine freie Stunde mehr gehabt. Zauzend sprang er mit seinen bloßen Füßen durch das zarte Gras, bergab, zum Bächlein hin, das murmelnd dem nahen Flusse zuschoß. Mit seinem Taschenmesser schnitt er ein paar Hölzlein zu einem Mühlrad zurecht, stellte das geschickt auf und ließ es vom strömenden Wasser treiben. Dann schlenderte er hin zu dem nahen Fluß, las glatte Kiesel am Ufer auf und schnellte sie flach aber kräftig auf die Wasserfläche, daß sie mehrmals wieder abprallten und erst nach sechs, sieben Sprüngen versanken. Ich weiß nicht, was er noch alles begann. Aber ein Morgen ist lang, besonders für ein einsames Kind. Noch ehe es zu Mittag läutete, kehrte er langsamen Schrittes zu seinem Pflegevater zurück.

„Mir ist die Zeit beim Spielen lang geworden,“ sagte er dann, indem er vor den Schäfer hintrat. „Ich möchte doch etwas schaffen, Vater.“

„Hab's mir wohl gedacht, Paul,“ antwortete jener ihm freundlich zunicke, „Du bist an die Arbeit gewöhnt, und ich will Dir auch sogleich etwas zu thun geben. Dann schickte er den Knaben an den Fluß, um Weiden zu schneiden. „Wir wollen einen Korb flechten,“ sagte er.

„Können Ihr denn das auch, Vater?“

„Nicht kunstgerecht, aber doch so, daß es seinen Zweck erfüllt. Ich will Dir's zeigen.“

Bei dieser Arbeit vergingen einige Stunden recht angenehm, und als Paul, der eifrig geholfen, den fertigen Korb endlich bewundernd in die Höhe hob, sprach der Schäfer: „Sieh Paul! Kennst Du das Kräutchen da?“ Er deutete mit seinem Stabe auf schmale, gefägte Blätter hin.

„Es ist die Kettenblume — aber sie blüht noch nicht.“

„Richtig, das ist mir grade lieb. Man nennt die Pflanze auch Löwenzahn, *Leontodon taraxacum* — kannst Du das nachsprechen und behalten?“

Nach zwei mißlungenen Versuchen und einigem Erröthen und Lachen brachte Paul die beiden schweren Wörter glücklich heraus. „Ich quäl' Dich nicht zum Zeitvertreib,“ sagte Waldis; „auf Deutsch heißt eine Pflanze hier so und dort anders; wenn Du

aber den lateinischen Namen weißt, so versteht man Dich in der ganzen gebildeten Welt. Du sollst ihrer schon noch mehr lernen. Nun aber geh', da Du doch etwas Nützliches thun willst, und lies das Körbchen voll solcher Blätter — die zarten, noch farblosen, sind die besten.“

„Was machen wir mit dem Unkraut?“

„Das sollst Du heut Abend erfahren — einen bessern Salat hast Du noch nicht gegessen.“

Paul machte sich freudig an die Arbeit und wurde für sein fleißiges Sammeln gelobt. Wie wohl doch solch ein Wort der Anerkennung thut! Der Knabe wäre schon heut, wie man zu sagen pflegt, für seinen Pflegevater durch das Feuer gegangen; wach einen schönen Tag hatte er verlebt! wie viel gelernt, sogar einen Brocken Latein. Die dankbare Freude, die aus seinen Augen leuchtete, strahlte erwärmend auf den Schäfer zurück, der freundlich und verständlich mit ihm redete und sogar noch ein schönes Märchen zum Besten gab. „Nun aber wollen wir heim!“ rief er endlich, und langsam trieben sie die Herde in's Dorf zurück.

Als Paul mit seinem Pflegevater in dessen Häuschen trat, erstaunte er nicht wenig über die Ordnung und Sauberkeit, die überall herrschte. In dem Wohnzimmer sah man Bücher, Bilder, unbekannte Instrumente und Bündel getrockneter Pflanzen. Dies Alles erregte in hohem Grade seine Aufmerksamkeit. Aber zum längeren Betrachten war jetzt keine Zeit. Die Kuh mußte gemolken und besorgt, das Feuer angezündet, das Essen bereitet werden. Das hatte der Schäfer sonst Alles allein gethan, heute half ihm Paul mit gutem Willen und mit mäßigem Geschick, und war dabei um so eifriger, als er allmählich eine große Eglust verspürte. Diese wurde bald in erwünschter Weise befriedigt; die gebratenen Kartoffeln, der bittere Kräuter Salat mit seinem Nußöl zubereitet, und die frischen wachsweißen Eier schmeckten vortrefflich.

Nach dem Abendessen bereitete der Schäfer seinem Pflege Sohne ein einfaches Lager neben dem seinigen. „Schlaf wohl Paul,“ sagte er dann, „morgen früh will ich Deine Habseligkeiten von Michel herüberholen. Wenn Du gut und brav bleibst, soll mein Haus Dein Vaterhaus sein für alle Zeit.“

Nachdem Paul noch einmal seinem Pflegevater mit Freudenthränen gedankt hatte, sandte er auch ein kindliches Dankgebet empor zum gütigen Gott, der so wunderbar für ihn gesorgt, und schlief dann mit leichtem und frohem Herzen ein.

Am nächsten Morgen war er schon früh munter und begann sein Tagwerk, wie sie es Abends

vorher überlegt hatten. Alle häuslichen Geschäfte, welche sonst den Frauen anheimfallen, nahm er seinem Pflegevater ab. Er segte und scheuerte, lernte kochen und baden, nähen und flicken, später auch melken und den Stall besorgen; er arbeitete im Garten und Baumhof; am schönsten aber erschienen ihm die Stunden, die er mit Waldis bei der Heerde zubringen

umherliegenden Gemeinde-Land fast ab, wie eine Dase von der Wüste. Auch seine wohlgenährte und sorgsam reingehaltene Kuh unterschied sich vortheilhaft von den vernachlässigten Thieren der Bauern; seine Hühner legten die größten Eier, seine Gänse hatten die schönsten Federn, sein Obst war das größte und feinste weit umher; auf Allem, was er angriff,



durfte. Es war ein seltsames Leben, das die beiden Einsiedler führten.

Kaffee, ausländische Gewürze, geistige Getränke kamen nicht in ihr Haus, auch Fleisch höchst selten.

Milch, Brod, Eier, Garten- und Feldfrüchte machten ihre Hauptnahrung aus.

Waldis wußte aus seinem Stückchen Land den größten Ertrag zu ziehen; fleißig bearbeitet, gut gedüngt und weise bestellt hob es sich von dem magern

schien ein besonderer Segen zu ruhen. Es läßt sich begreifen, daß Mancher für Hexerei hielt, was nur die Frucht gründlicher Kenntniß und treuen Fleißes war. Paul sah, daß dies Alles mit natürlichen Dingen zunging und lernte von seinem Pflegevater, was er vermochte, mit frohem Eifer.

Der Sommer rückte vor; immer herrlicher und üppiger prangte Feld und Wald, immer schöner wurden die Stunden auf der Trift. Dort lernte

der Knabe in der lebendigsten Weise Thiere und Pflanzen kennen. Waldis zeigte und zergliederte ihm die Blumen und Kräuter, nannte ihm die lateinischen Namen und führte ihn stufenweise in die Klassen und Ordnungen des großen Systems ein. Auch mit dem Körperbau der Thiere, mit der Behandlung der kranken Thiere, sowie äußeren Schäden der Menschen machte er ihn bekannt.

Mit der Zeit mußte Paul auch zugreifen, wenn ein Schäflein sich verletzt hatte oder sonst der Hülfe bedurfte, und Waldis freute sich über die geschickte Hand des Knaben. Dieser aber blickte mit der innigsten Verehrung zu dem Manne empor, der Vater, Lehrer und Meister in einer Person für ihn war.

Aber ging denn Paul gar nicht in die Schule? Ach, damals war es in vielen Gegenden mit dem Unterricht noch schlecht bestellt. In jenem Dorfe gab ein lahmer Schneider den Bauernbuben im Winter täglich ein paar Stunden, bei ihm hatte auch Paul Lesen, Schreiben, ein wenig Rechnen und auch etwas von der biblischen Geschichte gelernt. Im Sommer aber mußten die Kinder ihren Eltern auf dem Felde helfen und gingen nur wöchentlich zweimal zum Pfarrer in die Kinderlehre. Für Paul begann jetzt eine strammere Zucht. Schon im Herbst nahm Waldis einige Bücher und Hefte zur Hand und fing an ihn regelmäßig zu unterrichten. Je länger die Abende, je trüber die Tage wurden, je weniger draußen zu thun war, desto fleißiger wurde gelernt. Auch als Lehrer verleugnete der Schäfer seine Eigenart nicht. Ich will ein paar seiner Sprüchlein anführen. „Auf festem Grunde baut man sicher. Langsam beginnen, rasch fortfahren. Wenig, aber gründlich und oft, wo möglich täglich. Verständniß und Gedächtniß, keins von beiden darf fehlen. — Du schreibst noch schlecht, Kind, und kannst doch mit derselben Mühe und in der nämlichen Zeit einen schönen wie einen häßlichen Buchstaben machen: Paul spitzte die Ohren, that sein Bestes, und machte bei ungewöhnlichen Anlagen überraschende Fortschritte. Nach Weihnachten, als die Elementarkenntnisse genügend befestigt und erweitert waren, begann sein Lehrer sogar mit dem Latein. Und als der Mai wieder kam, hatte Paul in dieser Sprache schon ungefähr die Kenntnisse eines ordentlichen Quintaners. Denn, wie auf der einen Seite Kinder gebildeter Eltern leichter auffassen, weil sie daheim fortwährend geistig angeregt werden und auch vielleicht eine gewisse Regsamkeit ererbt haben, so lernt auf der andern Seite solch ein gescheidter, ernster, williger Bauernjunge zuweilen mit erstaunlichem Erfolg. So treibt unbebauter, dunkler Waldboden, einmal urbar gemacht, aus angesammelter Kraft

eine herrliche Ernte hervor, mit der das Nachbarfeld trotz aller Kunst und Düngung kaum wetteifern kann.

Im Sommer wurde aus dem Studiren freilich weniger als im Winter, aber auch im Freien, in Feld und Wald, hatte Waldis Gelegenheit unzählige Fragen seines lernbegierigen Schülers zu beantworten und ihn in den verschiedensten Zweigen des Wissens weiter zu fördern. Auch der Pfarrer des Orts, dem der Schäfer von dem bedeutenden Talent und ungemeinen Eifer seines Pflegejohnes erzählt hatte, erbot sich den Knaben im Griechischen und Französischen zu unterrichten, so daß dieser nun in allen Gymnasial-Wissenschaften einen regelmäßigen und gründlichen Unterricht genoß. So ging es etwa vier Jahre. Beim Lernen wie beim Arbeiten fiel nie ein hartes Wort. Stille Treuherzigkeit oder Ruhe und Gleichmuth war die stete Stimmung des Schäfers, freudiger Gehorsam, treueste Anhänglichkeit aber das Wesen seines Zögling's.

Aber wo hatte denn unser Schäfer seine Kenntnisse her? Wo hatte er selbst Latein, Mathematik, Geschichte und Geographie gelernt? So denkt wohl mancher von unsern jungen Lesern, und so dachte auch Paul, als er älter und verständiger wurde. Schon oft hatte ihm eine Frage nach den früheren Schicksalen seines Pflegevaters auf den Lippen geschwebt; aber er hatte sich stets geschaut, sie auszusprechen und hoffte, daß jener selbst einmal Gelegenheit nehmen würde, ihm etwas von seinen frühern Erlebnissen zu erzählen. Endlich wurde diese Hoffnung erfüllt. Eines Tages — es war gerade Pauls vierzehnter Geburtstag — rief sein Pflegevater ihn zu sich und sagte, indem er ihn an seine Seite zog: „Du hast mich nie gefragt, Paul, wo ich geboren und erzogen bin, und was ich getrieben habe, ehe ich hierher kam in dieses Dorf. Ich will Dir heute etwas von meiner Jugend erzählen, will Erinnerungen wachrufen aus längst vergangener Zeit, Erinnerungen an Thorheiten und Verirrungen, an Reue und Besserung. Merk auf Paul! Du bist verständiger und reifer als die meisten Knaben Deines Alters und Du kannst manche Lehre aus dem ziehen, was du hören wirst.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er dann fort:

Mein Vater, ein reicher Kaufmann, hinterließ bei seinem Tode meinem jüngeren Bruder und mir ein bedeutendes Geschäft. Ich war unbesonnen und leichtsinnig, stürmte auf meine Gesundheit und mein Vermögen ein, spielte, schwärmte und verschwendete. Mein Bruder war zwar jünger aber klüger als ich. Er machte mir Vorwürfe über meine Thorheiten, und das war ihm nicht zu verdenken. Er überre-

dete mich, ihm meinen Antheil an dem Geschäft zu verkaufen; auch das mag zu entschuldigen sein. Aber er verfuhr weder darin noch in anderer Beziehung brüderlich mit mir: er betrog mich offenbar. Nun, ich meine, ich hab' ihm vergeben, wenn ich es auch nicht vergessen kann, was er mir angethan hat. Das Geld, welches mir mein Bruder ausgezahlt hatte, verschwendete ich in thörichten Vergnügungen, und ich wäre gewiß in kurzer Zeit zum Bettler geworden, wenn ich nicht plötzlich in eine schwere Krankheit verfallen wäre, die mich dem Tode nahe brachte. Langsam genas ich wieder und hatte in dieser Zeit Muße, über meine Thorheit nachzudenken. Ich schämte mich meines Wandels. Ein Wendepunkt trat in meinem ganzen Denken und Fühlen ein, wozu auch eine edle, Geist und Herz bildende Lectüre mitwirkte. Ich beschloß ein ganz anderes Leben zu beginnen und auf alles Ueberflüssige zu verzichten. Höchste Mäßigkeit, Ordnung und Reinlichkeit machte ich zu meinem obersten Grundsatz. Das unnatürliche Treiben meiner früheren Jahre, Schwelgerei, langes Verweilen in überfüllten Räumen, Nachtwachen, Tages Schlaf widerte mich an. Ich hatte den Werth der Gesundheit, der frischen Luft und der Einsamkeit schätzen gelernt. Mit dem Rest meines Vermögens begab ich mich auf die Wanderschaft. Von Tag zu Tag ward ich frischer und stärker, und sehnte mich bald nach einer festen Beschäftigung. Ich hätte Lehrer, Schreiber, Verwalter, Kaufmann werden können; aber mich reizte am meisten das Leben eines Hirten, denn mehr als alles Andere liebte ich jetzt die Einsamkeit und den beständigen Aufenthalt in der frischen Luft. Als ich nun auf meinen Wanderungen in dieses Dörfchen kam, fand ich in dem Pfarrer einen alten Freund und hörte von ihm, daß die Stelle des Dorfschäfers hier unbesetzt sei. Ich entschloß mich schnell, bewarb mich um die Stelle und habe sie durch die Fürsprache des Pfarrers auch erhalten. So hab ich nun hier gelebt, Jahr aus, Jahr ein, frei und selbständig, gesund und zufrieden. Nur selten sehnte ich mich nach der Welt zurück, denn im Sommer war Gottes schöne Natur meine ganze Welt und im Winter waren es die Bücher. Für meinen Bruder und für meine früheren Freunde bin ich verschollen. Die Leute, die mich hier kennen, halten mich für einen Sonderling, manche Bauern sogar für einen Hexenmeister. Nun, daraus mache ich mir nichts, und seitdem Du hier bist unter diesem Dach, fühle ich mich auch nicht mehr einsam. Wenn Du," fuhr er mit bewegter Stimme fort — "wenn Du nicht mehr hier sein wirst, so —"

"Vater!" rief Paul, der bis dahin mit ge-

spannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, "Vater! was habt Ihr vor?" Dann sprang er plötzlich auf und umschlang die Knie des Schäfers. "Ihr wollt mich fortschicken, Vater! Ich habe es schon seit einigen Wochen geahnt. Ihr denkt, ich hätte genug gelernt, ich müßte hinaus in die Welt, ich soll zu einem Lehrherrn — Vater! Erbarmt Euch! Laßt mich hier bei Euch bleiben und schickt mich nicht fort."

Der Schäfer bemühte sich vergebens seiner Nahrung Herr zu werden. Er drückte den laut weinenden Knaben lange fest an seine Brust und sagte dann, indem er ihn mit Blicken der innigsten Liebe ansah: "Ich weiß, Paul, Du hast ein gutes und dankbares Herz. Aber es geht nicht anders, es muß sein. Ich habe mit dem Herrn Pfarrer gesprochen, und wir sind beide einig. Du darfst hier nicht länger bleiben. Du mußt fort aus unsrer Lehre zu einem andern Lehrherrn hin und Dein neuer Lehrmeister soll das Gymnasium sein. Du hast Fähigkeiten, die zum Wohl Deiner Nebenmenschen und zu Deinem eigenen Besten ausgebildet werden sollen, ich weiß, Du wirst uns keine Schande machen, dem Herrn Pfarrer und mir, wirst fleißig und brav bleiben wie bisher. Weine nicht, mein Sohn, mach' uns den Abschied nicht allzuschwer. Morgen früh geh ich mit Dir in die Stadt, da will ich Dir Kleider kaufen, wie sie für einen Gymnasiasten passen, und in vierzehn Tagen trittst Du ins Gymnasium ein. Was ich von meinem Vermögen übrig behalten habe und noch einige Sparpfennige dazu, will ich gern hergeben, um Dich auf dieser Schule und vielleicht später auch auf der Universität zu unterhalten. Nun aber fort mit den Thränen, Paul! Habe wieder frohen Muth und schau wieder hell und frisch in die Welt wie sonst."

Es währte lange, bis Paul es überhaupt für möglich hielt, daß er seinen geliebten Pflegevater schon so bald verlassen sollte, und nur die Aussicht alle Ferien bei ihm zubringen zu können, milderte etwas den Schmerz der bevorstehenden Trennung. Nach einigen Dankesworten, die Paul an dem Tage des Abschieds an seine beiden väterlichen Freunde richtete, machte er sich auf nach der nahen Gymnasialstadt, wo er in dem Hause eines Lehrers, der mit dem Pfarrer befreundet war, eine liebevolle Aufnahme fand. Waldis erhielt schon nach zwei Tagen die erste gute Nachricht von seinem Pflegesohn; denn dieser schrieb ihm, er wäre nach gut bestandnem Examen in die Secunda des Gymnasiums aufgenommen worden.

Es begann nun für Paul ein neuer Lebensabschnitt. Oft sehnte er sich zurück nach seinem heimatlichen Dörfchen, nach der schönen Zeit, die

er bei seinem geliebten Pflegevater verlebte, nach den Stunden, in denen er seinen liebevollen Worten gelauscht, zurück auch nach der frischen Luft, den Spaziergängen in Feld und Wald. Andererseits bot ihm die Stadt so viel Neues, das ihn in hohem Grade anzog und fesselte. Besonders gewährte ihm die mannigfaltige Anregung durch seine Lehrer und der geistige Wettstreit mit seinen Mitschülern großes Interesse. Alle seine Zeugnisse lobten sein Betragen, seinen Fleiß und seine erfreulichen Fortschritte. So vergingen vier Jahre. Da kam die Abiturienten-Prüfung heran, schneller als Paul es sich gedacht hatte. Einige von seinen Mitschülern sahen dem Examen mit Zittern und Zagen entgegen. Er selbst aber war nur von dem Gedanken erfüllt! „Welche Freude werden mein Pflegevater und der brave Pfarrer haben, wenn Alles glücklich beendet ist!“

Die Prüfung war beendet. Paul hatte sie mit Auszeichnung bestanden und eilte nun, mit einem vorzüglichen Zeugniß in der Tasche, nach Hause. Waldis und sein Pflegesohn umarmten sich mit Thränen der Rührung und Freude, und der gute Pfarrer nahm herzlichen Antheil an ihrem Glück.

Im Herbst sollte Paul die Universität beziehen, die Zeit bis zum Beginn der Vorlesungen wurde zur Vorbereitung auf den wichtigen Wechsel aller Verhältnisse und Umgebungen benutzt und verging ihnen allen fast zu schnell.

Der Abschied war ein tiefinniger. „Paul,“ sprach Waldis tief bewegt, „Du gehst zur Hochschule so rein, so frisch, so gesund wie wenige. Laß Dich nicht verführen. Bleibe einfach, schlicht, wahr und ernst, — und Gott sei mit Dir! Weine nicht. Auch mir fällt die Trennung schwer. Aber eure Ferien sind lang, da kommst Du wieder her, und inzwischen sollen Briefe uns trösten.“

So war aus dem armen Hirtenbuben ein Student geworden. Welchem Fach er sich widmen sollte, darüber herrschte bei ihm und seinen Lehrern nicht der geringste Zweifel. Er widmete sich der Arzneiwissenschaft. An Einsamkeit gewöhnt, lebte er auch in der Universitätsstadt viel für sich, schloß sich nur an einige gleichstrebende Freunde an, und brauchte weniger Geld als die sparsamsten derselben, ohne dabei eine Entbehrung zu empfinden. Aber die Professoren wurden bald auf ihn aufmerksam. Der frische Hauch blühender Jugend, der ihn umschwebte, seine vortreffliche Vorbereitung, seine gediegenen Kenntnisse in der Botanik und in der Naturkunde überhaupt, seine glückliche und geschickte Hand — alles trug dazu bei, ihn seinen Lehrern zum werthesten und tüchtigsten Schüler zu machen. Be-

scheiden und der eigenen Vorzüge sich kaum bewußt, war er freundlich und dankbar gegen alle, die ihn förderten; doch so wie seinen Pflegevater liebte er Keinen. Bei ihm brachte er selbstverständlich, auch während der Universitätszeit alle seine Ferien zu.

Hauptsächlich widmete Paul sich der Chirurgie und bestand glänzend ein Examen nach dem andern. Nach dem letzten, der großen Staatsprüfung, trat einer seiner Lehrer glückwünschend auf ihn zu und bot ihm die Stelle des ersten Assistenten-Arztes in seiner Klinik an.

Paul entschloß sich sogleich dieselbe anzunehmen, und jetzt hoffte er seinen langgehegten Wunsch erfüllen, seinen Wohlthäter in's Leben zurückzuführen zu können. So rasch wie möglich reiste er in das stille Dörflein im Gebirge und schon nach den ersten Worten herzlicher Begrüßung rief er freudig: „Vater! Der Zeitpunkt, den ich schon lange herbeigesehnt habe, ist nun endlich gekommen, der Zeitpunkt, der uns beide wieder vereinigen soll. Ich habe jetzt ein sicheres, wenn auch nur bescheidenes Auskommen. Ihr müßt jetzt das Leben in der Einsamkeit aufgeben und mit mir in die Stadt ziehen.“ Waldis drückte seinem Pflegesohne die Hand, sah ihn dann wehmüthig an und sagte ernst: „Ich weiß, Du meinst es gut, Paul. Aber ich kann Dir nicht folgen. Ich bedarf einmal der Freiheit, der frischen Luft und Ruhe.“

„Es ist ein prächtiger Garten dicht an der Anstalt,“ unterbrach ihn Paul eifrig, „herrliche Spaziergänge, Wälder und Berge rings um die Stadt und Du sollst bei mir frei sein wie ein König.“

„Laß es gut sein, mein Sohn. Versuche nicht mich zu überreden,“ sagte Waldis fest. „Durch Deine Dankbarkeit und durch Deine kindliche Liebe bin ich zwar mit mancher bitteren Erfahrung versehen; aber ich passe nicht mehr für die Welt. Und wenn Du über kurz oder lang eine junge Frau heimführst, so wäre ein so alter sonderbarer Kauz wie ich Euch doch nur im Wege.“ Pauls Einwendungen und Beteuerungen halfen diesmal nichts; er mußte allein in die Stadt zurück kehren. Dort wurde er bald ein beliebter Arzt und erwarb sich durch einige glückliche Kuren einen bedeutenden Ruf. Geachtet von seinen Collegen, beliebt bei der Bürgerschaft, verehrt von den Kranken und Armen, hätte er sich ganz glücklich gefühlt, wenn er nur seinen lieben Pflegevater bei sich gehabt hätte. Dieser lebte in alter Weise, stillvergnügt durch die Liebe und die Erfolge seines Pauls.

Eines Tages rief diesen ein Telegramm, dessen Unterschrift „Waldis“ lautete, in eine große, viele Meilen entfernte, Stadt, zu einem reichen Kaufmann, dessen einzige Tochter sich durch einen unglücklichen

Fall eine lebensgefährliche Verletzung zugezogen hatte. Er reiste sofort ab und vollzog noch an demselben Tage mit gewohnter Ruhe und Sicherheit eine sehr schwierige Operation. Dann begab er sich zu dem ängstlich harrenden Vater. „Wird mein armes Kind gerettet werden?“ rief ihm dieser voll Erregung entgegen. Paul zuckte die Achseln. „Wir müssen abwarten. Der erste Schritt zu ihrer Rettung ist gethan.“ — „Sie muß am Leben bleiben!“ rief der Kaufherr voll Verzweiflung. „Gott wird mich nicht so hart strafen. Meine Frau, meine drei Söhne sind mir genommen worden — wenn sie mir auch noch stirbt, so steh' ich alter Mann ganz allein auf der Welt!“ Paul hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. „Hatten Sie nicht einen Bruder?“ unterbrach er den Kaufherrn langsam und sah ihn dabei scharf an. Der arme reiche Mann zuckte zusammen: „Ja — nein — ich hab' einen Bruder gehabt, aber — was sehen Sie mich so sonderbar an? Wissen Sie etwas von ihm? Wir sind auseinander gekommen, nicht ganz in Frieden.“

„Durch wessen Schuld?“ forschte Paul weiter. „Verzeihen Sie, ich habe sehr gewichtige Gründe zu dieser Frage, mein Herr. Sprechen Sie sich offen zu mir aus.“ Paul war sich klar geworden, daß er in Wahrheit den Bruder seines Pflegevaters vor sich habe.

Herr Waldis trocknete sich den Schweiß von der Stirn und begann leuchtend: „Ich hatte einen Bruder —“ Er stockte.

„Sie haben,“ rief Paul leidenschaftlich, „den edelsten, liebevollsten, besten Menschen aus der Welt getrieben. Sie haben in diesem Palaste voll Glanz und Fülle gelebt, während der Treffliche, dessen Vermögen Sie an Sich brachten, in Knechtsgestalt einherging. Sie haben es selbst verschuldet, wenn Ihr Alter jetzt einsam ist.“

Der Kaufherr saß blaß, sprachlos und zitternd vor dem erregten jungen Manne. Ein tiefes Weh zog über seine Züge. Er erfaßte Paul's Hand und

sprach bewegt: „Welche Fügung! Ja ich trage gegen meinen Bruder eine Schuld, die mir den Rest meiner Tage verbittert. Der Himmel hat Sie mir gesendet. Sie werden mir nicht nur meine Tochter, sondern auch einen längst verloren geglaubten Bruder wiedergeben. Neben Sie, wo ist er? Wo kann ich den Verschollenen finden? Ich will nicht ruhen, bis ich Alles wieder gut gemacht und seine Verzeihung und Liebe mir wieder gewonnen habe.“

Pauls Zorn war bei diesen Worten, die aus der Tiefe eines reinigen Herzens kamen, rasch verflogen. Er erzählte mit berebten Worten, was er selbst seinem edlen Pflegevater zu verdanken hatte und auch, was er von dessen früheren Schicksalen wußte. Tief ergriffen hatte der Kaufmann der

Erzählung des jungen Arztes gelauscht, und betheuerte, als sie sich in später Stunde in tiefer Bewegung trennten, er wolle Alles thun, was in seiner Kraft stehe, um sein früheres Unrecht an dem Bruder wieder gut zu machen.

Die Nacht verging gut, die Kranke fühlte sich am Morgen viel besser, Paul konnte sie ruhig dem Hausarzte überlassen. Er reiste ab und überbrachte seinem Pflegevater einen langen



Brief seines Bruders.

Was darin gestanden hat, das hat außer Waldis Niemand erfahren. Aber es muß die Beichte eines ehrlichen, reuevollen Menschen gewesen und von Herzen gekommen sein, denn sie ging zu Herzen.

Der versöhnte Waldis zog bald, von seinem reinigen Bruder abgeholt, in dessen Haus. Ihr Wiedersehen war ein innigst bewegtes und für Paul tiefergreifendes. Es kam zu einer vollen Ausöhnung, und von nun an lebten sie in treuester, brüderlicher Liebe zusammen.

Die Kranke genas langsam aber vollständig. Zu der ersten Gesellschaft, die der Vater seiner Tochter zu Ehren einlud, kam auch Paul wieder herüber. Er hatte sich für eine volle Woche frei gemacht, um sich erholen und die große Stadt gründlich ansehen zu können. Der dankbare Kaufmann

machte sein Haus dem verehrten Arzt so angenehm wie möglich, und die genesene Tochter war voller Dankbarkeit und Aufmerksamkeit gegen Ihren Retter. Was sollen wir weiter sagen? Als Paul wieder nach seinem Aufenthaltsorte abreiste, war er mit der schönen Tochter des Kaufherrn verlobt. Nach einem Jahre feierten Beide ihre Verbindung.

Ihr Vater zog sich bald von allen Geschäften zurück und siedelte endlich ganz zu seinen Kindern über, denen er ein prächtiges, freundliches Haus in ihrer

freundlichen Stadt inmitten eines großen schönen Gartens erbauen ließ. Er lebte nun mit Waldis, der ihm zu seinem Paul gefolgt war, ganz nach seinem Beispiel ein gesundes, naturgemäßes Leben.

So wohnten sie zusammen in Eintracht und Glück, und wenigstens einmal im Jahre kam als lieber Gast der Pfarrer aus seiner Einsamkeit in die schöne Universitäts-Stadt, als deren tüchtigster Chirurg bald der ehemalige Zögling des Schäfers galt.

Unter der Erde!

Ein Blick in das Leben der Wurzeln.

Von

Sermann Wagner.

Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer.

Die himmelan strebenden Berge sind die mächtigen, ungeschlachten Kiesen. Der Blitz zuckt um ihr struppiges Haupt, der Sturm bläst um ihre

Zwielicht hervorhuschen. Sie haben zwar auch mitunter ihre Launen, zumeist aber ist ihr heimliches Wirken und Schaffen segensreich. Ist jeder Einzelne



zackigen Felsenmassen. In tödtlichem Uebermuth schleudern sie gelegentlich hausgroße Blöcke oder ganze Steinschneisen hinab ins Thal und zerschmettern damit den Wald, drunten die Hütte, Menschen und Vieh.

Den Gegensatz zu jenen Kiesen bilden die winzigen Zwerge, die unter der Erde wohnen und nur verstohlener Weise etwa beim Mondschein oder im

von ihnen auch nur klein und anscheinend schwach, so sind ihrer der Zahl nach desto mehr, ihr Fleiß läßt nicht nach und an Zeit fehlt es ihnen auch nicht — sie werden uralt!

Die Zwerge sind die zahllosen Naturkräfte, welche drunten im Boden ununterbrochen arbeiten, dem Auge des Menschen gewöhnlich verborgen, aber in ihren Wirkungen desto bemerkenswerther, groß-

artiger und wohlthätiger. Die Tarnkappe, welche die Zwerge von alter Zeit her unsichtbar macht, läßt das Hantieren und Wirthschaften derselben zwar nur schwierig verfolgen, die Wünschelruthen, Zauberstäbe und Tinkturen des Naturforschers, d. h. Vergrößerungsgläser, Wärme- und Kraftmesser, chemische Erkennungsmittel und dergleichen — haben uns aber wenigstens einen Anfang machen lassen, einiges von ihrem Treiben zu erlauschen.

Komm heute mit mir hinaus in den schattig kühlen Bergwald! Wir wollen den kleinen Leutchen einen Besuch machen, — sie sind unsre Freunde. Der eine oder der andere wird ja wohl so weit bei guter Laune sein, daß er sich wenigstens im Vorbeihuschen begrüßen läßt und auf eine bescheidene Frage Antwort giebt.

Venes muthwillige Gesindel, welches als Mäuse, Spitzmäuse und Maulwürfe, als Gewürm und Kerbthiere unter der Erde sein Wesen treibt, lassen wir heute außer Acht, — wir haben es nur abgesehen auf jene stillen, langbärtigen Gesellen, die ernst und bedächtig sich in den Grund hinein arbeiten, mit jedem Erdenkörnchen und Steinchen einen Ringkampf aufnehmen und denen der ganze schöne Wald, daneben die blumige Wiese und das fruchtreiche Getreidefeld ihr Bestehen verdanken — wir meinen jene still und unermülich in der Erde arbeitenden Zwerge — die Wurzeln der Pflanzen.

Ich will dich zu einem meiner Lieblingsplätze führen. — Der Wald wird dichter und dunkler. Die Fichten und Tannen sind hier größer und mächtiger, — sie haben Jahrhunderte vorüber ziehen sehen. Schau! auf dem dichtbemoosten Felsblock steht eine Tanne gleich einem Thurmwart; ihre Wurzeln umklammern den Stein von allen Seiten gleich Armen. Unten dringen sie tief in den feuchten, weichen Grund. Dicht daneben überrascht uns eine abenteuerliche Baumgestalt, eine alte Tanne, welche auf vier, mehr als mannshohen starken Wurzelsäulen steht. Hier wuchs vor Alters bereits ein andrer starker Baum. Der Sturm zerbrach ihn und der zurückgebliebene hohe, bemooste Stumpf verweste allgemach. Von den Nachbarbäumen fielen Samen herab und keimten im Mulm und im feuchten Moos. Ein ganzes Beet junger Tannenpflänzchen entstand auf dem Baumstumpf. Der Kampf ums Dasein begann auch hier. Die schwächern wurden von den stärkern, kräftigern verdrängt und starben ab, bis endlich nur eine, die stärkste der jungen Tannen, übrig war. Von Jahr zu Jahr streckte sie die Wurzeln von ihrem hohen Throne tiefer hinab, bis diese den Waldboden er-

reichten. Ein Jahrhundert ging vorüber — und die Wurzeln waren zu mannsdicken Säulen geworden; der alte Stumpf aber, den sie umfaßten, war zerfallen. Ameisen hatten ihn eine Zeit lang als Wohnung benutzt, — dann zerhackten ihn Drosseln, Spechte und Waldhühner, um die Ameisenlarven zu verzehren. Wind und Regen trugen die letzten Spuren davon weg. So steht jetzt der Tannenbaum auf lebendigen Wurzelsäulen und birgt unter sich ein absonderliches Kämmerlein, ganz für uns geeignet, um Betrachtungen über das Leben der Wurzeln anzustellen.



Die keimenden Eichen und Buchnüsse, die keimenden Samen der Tannen, so wie aller Blumen und Kräuter zeigen zuerst ein Würzelchen, das die gesprungene Samenschale durchbricht und sich in den Grund bohrt. Die Eichel bleibt dabei in der feuchten Walderde ruhig an derselben Stelle liegen, ihre Wurzel wächst als Pfahlwurzel nach unten; bei der Buchecker dagegen verlängert sich das Würzelchen an seinem Grunde auch in der Richtung nach oben und hebt

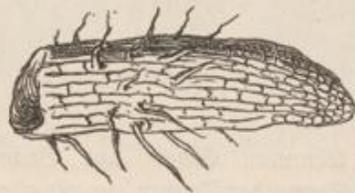
deshalb die mehl- und ökreichen Samenlappen hoch über den Boden, so daß sie sich hier ausbreiten und als erste ergrünende Blätter thätig sein können. Auch in andern Pflanzenfamilien benehmen sich nahe verwandte Gewächse in dieser Beziehung verschieden. So läßt die keimende Erbse ihre Samenlappen ähn-



lich wie die Eiche im Boden, — ihre Wurzel wächst nur nach unten, während die Bohne sich der Buche gleich verhält, den Wurzelhals auch bedeutend nach oben verlängert und die Samenlappen mehrere Centimeter hoch empor hebt. (Fig. keimende Erbse).

Im Innern besteht diese kleine, aus dem Samen hervorsprossende Hauptwurzel aus Hunderten und aber Hunderten von Zellen, jede derselben von einem Zellhäutchen umgeben und von Saft erfüllt. Die Spitze des Würzelchens trägt ein oder mehrere (dann manschettenähnlich über einander gestülpte) trockne Zellenhäutchen, die man als Haube oder Mütze bezeichnet. Durch diese Wurzelhaube wird das zarte Ende beim Weiterwachsen geschützt, vielleicht werden hier auch luftförmige Nahrungsstoffe des Bodens verdichtet und den Zellen zur Aufnahme zugeführt.

Den feinen Würzelchen der Moose, Flechten und ihrer Verwandten fehlt eine solche Wurzelhaube. Viele Pflanzenforscher wollen ihnen deshalb gar nicht die Ehre gönnen, richtige Wurzeln zu heißen, obschon dieselben für ihre Gewächse eben so rechtschaffen sorgen, als jene mit Haube versehenen Wurzeln für die ihrigen.



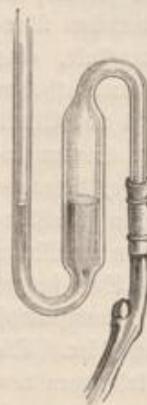
Dicht hinter der Wurzelhaube ist die Wurzelspitze noch zart und weich. Hier erzeugen sich durch Verlängerung der Rindenzellen die feinen Wurzelhaare. Diese schmiegen sich innig den Erdenkörnchen des Bodens an, verwachsen förmlich mit denselben und entnehmen von ihnen die Nahrung für die Pflanzen. Nur selten finden sie das Wasser im

Boden in wirklichen Tropfen. Die Gewächse, welche nicht geradezu am oder im Wasser stehen, treffen es nur etwa nach einem Regen in dieser Form. Trotzdem ist der Boden feucht. Man stellt sich den Sachverhalt ungefähr so vor, als sei jedes kleinste Erdentheilchen vermöge seiner Flächenanziehung von einer höchst dünnen Wasserhülle umgeben.

Die Wurzelhaare enthalten Pflanzenschleim, der seinerseits das Wasser stärker anzieht, als die Erdentheilchen dies vermögen. Die Wurzelhaare entreißen deshalb den letzteren ihre Wasserhülle und nehmen das erworbene Raß in ihr eigenes Inneres auf. Das beraubte Erdenkörnchen übt aber seinerseits eine ähnliche Anziehung auf das benachbarte Körnchen aus und empfängt von diesem einen Theil von dessen Wasserhülle, der wiederum den Angriffen der Wurzelhaare ausgesetzt ist.

Die Wurzelhaare geben einen Theil des Erworbenen an die nächsten Zellen der Wurzel ab, diese wieder ihren Nachbarn u. s. w. So entsteht ein Saftstrom nach dem Stengel oder Stamm der Pflanze hinauf, der selbst im höchsten und größten Baume die äußersten Zweiglein des Wipfels mit ihren Blättern, Blüten und Früchten erreicht.

Man hat versucht, den in den Wurzeln wirkenden Kräften einzeln in ihren Wirkungen nachzuspüren und deren auch mehrere sicher aufgefunden. Es wirkt hier nicht blos der Inhalt der Wurzelzellen, sondern auch die durchbringbaren Zellenhäute, es wirken die chemischen Wahlverwandtschaften der Stoffe, die Flächenanziehung innerhalb der Haarröhrchen ähnlichen Gefäße, — schließlich selbst oben die durch die Blätter bewirkte Verdunstung. Die sämmtlichen bekannten und dazu noch jene unbekanntes, vom Samen der Mutterpflanze überkommenen Kräfte faßt man gemeinschaftlich unter dem Namen Wurzelkraft zusammen.



Man hat versucht bei einigen schnellwachsenden Pflanzen jene Kraft mittelst Instrumenten zu messen und hierbei ganz überraschende Ergebnisse gefunden. Mit Vorliebe verwendet man im Frühjahr abgeschnittene Weinreben hierzu, und fand z. B., daß ein in Mannshöhe über dem Boden abgeschnittener Rebstock von 1 Centimeter Durchmesser im April und Mai binnen 7 Tagen über 9 Pfund Saft ausströmen ließ, welchen die Wurzeln ihm zuführten. Man band auf ein solch abgeschnittenes Stengelstück eine \cup -förmig gebogene und theilweise mit

Quecksilber gefüllte Glasröhre und fand, daß während der ersten Zeit nach dem Abschneiden der Ausfluß gewöhnlich nur schwach war, dann aber eine Zeit lang von Tag zu Tag stärker wurde, bis er nachher in ähnlicher Weise wieder abnahm und aufhörte. Die größte Höhe, bis zu welcher man hierbei den Saft in der aufgebundenen Glasröhre wirklich steigen sah, betrug 12 Meter, d. h. ungefähr so hoch wie ein einstöckiges Haus.

Ein anderes Beispiel von massenhaftem Saftzufließen bietet die amerikanische Agave zur Zeit, wenn sie im Begriff steht ihren Blüthenschaft zu entwickeln. Die Mexikaner schneiden dann den jungen Sproß aus und stellen aus den umgebenden innern Blättern durch Zusammenbinden eine Art Gefäß dar, in welchem sich der Saft sammelt. Innerhalb 24 Stunden quillt dann gewöhnlich gegen 8 Flaschen Saft aus, und zwar $\frac{5}{8}$ davon während des Tages und $\frac{3}{8}$ während der Nacht. Sehr kräftige Agaven geben sogar noch die Hälfte mehr und zwar während 4 bis 5 Monaten, so daß eine einzige Pflanze fast einen halben Raummeter Saft liefert; jener Saft sieht mollig-trübe aus und wird durch Gährung in ein zwar übelriechendes, aber berauschendes Getränk, Pulque, umgewandelt.

Der Zellenfaß der Wurzelhaare, welcher die dünnen Zellenhäutchen durchdringt, wirkt wie eine schwache Säure auflösend auf den Boden ein. Man hat versuchsweise Pflanzenwurzeln auf glattpolirte Platten von Marmor, Dolomit, Magnesit und Osteolith hinabwachsen und auf diesen sich ausbreiten lassen. Bereits nach wenig Tagen, ja bei einigen schnellwachsenden schon nach wenig Stunden, fand man den ganzen Verlauf der feinen Wurzelverzweigungen auf den Platten abgebildet, als seien dieselben mittelst eines flachen Stiches eingravirt oder mit Flußsäure eingätzt worden. Flechten und Moose kammern sich mit ihren Wurzeln so fest an Granit- und Gneisfelsen und ähnliche harte Gesteine, daß sie mitunter nur mit Hilfe des Meißels davon zu trennen sind. Ihre Haftfasern lösen besonders den Feldspath jener Gesteine auf und umschließen vielfach die unlöslichen Glimmerblättchen so wie die Quarzkörnchen.

Hat man einen Blumenstock in einem kleinen Topfe Jahre lang gezogen, ohne ihn umzusetzen und die Erde zu erneuern, so findet man die letztere endlich fast ganz verschwunden und den ganzen Topf von einem verfilzten Wurzelballen erfüllt, den die Curiositätenfahler alter Zeiten als ein Gorgonenhaupt bezeichneten. Auch im Freien kommen mitunter ähnliche Bildungen vor, sobald die Wurzel

eines Gewächses im Boden eine Stelle findet, welche ihr besonders zusagt. Der bekannte Luzernklee liebt kalkhaltigen Boden und sendet seine Wurzeln mitunter mannstief in denselben hinab. Einst fand man eine Luzernstaude, deren Wurzel in der Tiefe auf einen morschen Todenschädel gestoßen war. Sie hatte den phosphorsauren Kalk desselben allmählich aufgelöst, so daß zuletzt alle Knochentheile verschwunden und durch dichten Wurzelfilz ersetzt waren, der genau die Form des Schädels zeigte.

Außer dem Luzern sind noch zahlreiche andere Gewächse kalkliebend. Kleefelder werden deshalb mit Gipspulver (schwefelsaurem Kalk) und Mergel (kohlen-saurem Kalk) gedüngt. Ein unterrichteter Landwirth, welcher vergeblich versucht hatte, seine Nachbarn zum Gipsen ihrer Kleefelder zu bewegen, streute auf seine Kleebreite mit Gips die Worte: „Hier ist gegipst,“ und die nachmals an den gegipsten Stellen üppig emporprossenden Kleepflanzen predigten lauter und erfolgreicher, als es der Reformator mit allen gelehrten Gründen und Auseinandersetzungen im Stande gewesen war. —

Die meisten der einheimischen schönen Orchideen (Knabenkräuter) gedeihen nur auf Kalkboden, und eine Reihe kalkliebender Kräuter, Blumen, Gräser und Moose schließen sich ihnen an. Dagegen gehen die reizenden Heidelkräuter (Erilen), welche man in Blumentöpfen zieht, sofort ein, wenn man sie statt mit Regenwasser mit gewöhnlichem Brunnenwasser begießt, weil letzteres mehr oder weniger Kalk enthält. Auch unsere gemeine Heide flieht den Kalk und kommt ausschließlich nur auf Boden vor, welcher Quarzsand enthält. Unsere Getreide- und zahlreiche andere Grasarten bedürfen in gleicher Weise Kieselsäure (Quarz) als Nahrung. Durch dieselbe erhalten ihre Halme größere Festigkeit und mitunter sogar die Ranten der Stengel und die Blattränder schneidende Schärfe. Alte Bambusstengel erhalten durch abgelagerte Kieseltheilchen solche Härte, daß die Art an ihnen Funken schlägt.

Trifft man an einer Stelle viele und üppig wachsende Disteln, Farnkräuter, Wermuth oder Kletten, so kann man schließen, daß der Boden reichliche Mengen von Kalisalzen enthält.

Zieht man verschiedenartige Gewächse in einer Flüssigkeit, in welcher man Salpeter, Kali, Kochsalz, Kalk und ähnliche Aschenbestandtheile aufgelöst hat, so nimmt jede Pflanzensorte aus der Lösung nur diejenigen Stoffe auf, welche ihr gerade zusagen, und auch von diesen nur gewisse Mengen. Es wachsen häufig Schilf und Teichrosen in demselben Wasser dicht nebeneinander. In der Asche des

Schilfes finden sich bis 78 Procent Kieselsäure, in derjenigen der Teichrose nur $\frac{1}{2}$ Procent. Die Asche des Weißkohl enthält gegen 50 Procent Kali; der als Unkraut auf demselben Felde wachsende Queckenweizen dagegen hat in seiner Asche nur 6 Procent dieses Salzes. Aus einer künstlichen Lösung, wie sie oben angedeutet ist, nahmen Bingelkraut (*Mercurialis*) und Gänsefuß (*Chenopodium*) viel Salpeter auf und wenig Kochsalz, dagegen das Bohnenkraut (*Satureja*) viel Kochsalz und wenig Salpeter. Die am Meeresstrande und in der Umgebung von Salzquellen wachsenden Pflanzen bedürfen Kochsalz zu ihrem Gedeihen. Für die meisten andern Gewächse ist das letztere dagegen tödtliches Gift, sobald es ihnen in größerer Menge als gewöhnlich geboten wird.

In einem Soolbadeorte ward einst eine größere Menge Soole in einen Graben ausgeschüttet, dessen Seiten mit Weiden bestanden waren. Nach wenig Tagen zeigten sich die Blätter der letztern mit Salzkristallen bedeckt und die sonst so zählebigen Bäume gingen ein. In größerem Maßstabe kam Aehnliches vor in der Dase Fezzan in Nordafrika. Dort fiel einst ein 7-tägiger starker Regen — für jene Gegend ein äußerst seltenes Ereigniß. Durch denselben ward so viel Salz in den höher gelegenen Strecken aufgelöst und den tiefer stehenden Dattelpalmen zugeführt, daß 12,000 Stück der geschätzten Bäume eingingen.

Es hält bei einiger Kenntniß nicht schwer, aus dem Pflanzenwuchs auf die Beschaffenheit des Bodens zu schließen, ja unsre deutsche Flora enthält sogar eine Beilchenart, das Galmeibeilchen (eine Spielart des dreifarbigigen oder gelben Beilchens), welches das Vorhandensein von Zinkerzen im Boden anzeigt.

Die oben angeführten Beispiele beweisen jedoch auch, daß unter Umständen die Gewächse mittelst ihrer Wurzeln größere Mengen eines gewissen Stoffes aufnehmen, als sie bedürfen, ja als sie vertragen können, so daß sie in letzterem Falle durch das Uebermaß absterben.

Manche Pflanzenarten zeigen sich in der Thätigkeit ihrer Wurzeln viel energischer als andere. Stehen solche ungleich begabte Gewächse dicht beisammen und sind es solche, welche dieselbe Bodennahrung bedürfen, so nehmen die stärkeren, kräftigeren den schwächeren die Nahrung weg und diese sterben ab. Der Landwirth weiß seit lange, daß, wenn zahlreiche Disteln auf dem Acker stehen, rings um dieselben der Hafer abstirbt. Aehnliches findet statt durch Veruffkraut und Solch im Weizen,

durch Stabiosen und Wolfsmilch im Flachs, durch den großen Mant unter den gelben Möhren. Man suchte sich diese Erscheinungen ebendem durch die Annahme zu erklären, daß jene Unkräuter aus ihren Wurzeln Stoffe ausschieden, die eine vergiftende Wirkung auf die Nutzpflanzen ausübten. Gegenwärtig weiß man, wie gesagt, daß die Nutzpflanzen durch Mangel an Bodennahrung eingehen, da ihnen diese durch die Unkräuter weggenommen wird.

Etwas Aehnliches zeigt sich schon, wenn dieselbe Nutzpflanze mehrere Jahre hintereinander auf gleichem Boden gebaut wird. Die löslichen Bestandtheile des letzteren können durch Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit nicht so rasch aufgeschlossen und den Wurzeln zugänglich gemacht werden, als es diese bedürfen. Früher begnügte man sich damit, daß man das umgebrochene Feld ein Jahr unbebaut (brach) liegen ließ. Man zog dann freilich auch keinen Ertrag davon. In neueren Zeiten läßt man statt dessen einen Wechsel der Fruchtplanzen eintreten und wählt solche, die verschiedene Bodenbestandtheile bevorzugen, man läßt z. B. auf Kartoffeln Flachs folgen, im dritten Jahre Hafer und erst im vierten wieder Kartoffeln. So gewinnt man jedes Jahr einen guten Ertrag.

Im innern Bau gleichen die ältern Wurzeln den oberirdischen Zweigen der Pflanze. Diese treiben bei nicht wenigen Gewächsen Wurzelgebilde, wie z. B. unser Epheu, — welche theils zum Anklammern dienen, theils aber auch — wie bei den Ausläufern der Erdbeeren und Veilchen — sich ganz wie ächte Wurzeln verhalten. Die Möglichkeit, Gewächse durch Absenker oder durch abgebrochene junge Zweige (Stedlinge), die wieder Wurzel schlagen, vermehren zu können, kommt den Gärtnern gut zu statten. Viele unserer beliebtesten Zierpflanzen, Myrten, Oleander, Fuchsien, Geranien u. a. werden ausschließlich auf diese Weise vervielfältigt. Man hat sogar abgebrochene Blätter der Pfeffermünze an ihrem Grunde Wurzeln treiben sehen, — freilich blieb in diesem Falle der entgegengesetzte Trieb, der Stengelsproß, aus.

Andererseits kommen auch genugsam Fälle vor, daß sich Wurzeln in Zweige verwandeln. Am schattigen Waldbahange ist ein Reh schräg auf gekommen und hat dabei mit den Hufen einen Rasen von Sternmoos losgeschält und umgewendet. Anhaltender Regen und Nebel haben dafür gesorgt, daß der Moosrasen hinlänglich feucht blieb — siehe! da haben sich aus dem oben aufliegenden Wurzelgeflecht Hunderte neuer beblätterter Moospflänzchen entwickelt.

Eine alte Volksfage erzählt von einem Unglücklichen, welcher unschuldiger Weise zum Tode verurtheilt wurde. Auf dem Wege zur Richtstätte kam er an einem Orte vorbei, an welchem man so eben junge Bäume einpflanzte. Er ergriff einen der letzteren und setzte ihn umgekehrt, also mit der Krone in die Erde, die Wurzeln nach oben. „So wahr dieser Baum Blätter, Blüten und Früchte tragen wird, so wahr bin ich unschuldig!“ rief er aus — und nach Jahresfrist grünte der Baum wirklich. Seine Zweige hatten sich in Wurzeln umgewandelt, seine Wurzeln in Zweige.

Man hat denselben Versuch später mehrfach nachgeahmt, z. B. Zwergobstbäumchen in Kästen mit durchlöcherter Boden, in umgekehrter Stellung, frei in der Luft aufgehängt, also auch von unten beleuchtet. Die unten befindliche Krone starb ab, die im Kasten befindlichen Wurzeln dagegen sende-

ten nach oben Zweige mit Blättern aus, die sich zu neuen Obstbäumchen vervollkommneten.

Es sind nicht bloß die chemischen Verwandtschaften, noch weniger bloß die Schwere und andere physikalische Kräfte, welche die Thätigkeit der Wurzeln und der ganzen Pflanze hervorrufen und unterhalten. Es wirken hierbei noch zahlreiche andere geheimnißvolle Mächte mit, die vielleicht in früheren Erdperioden ihre erste Anregung erhielten und welche uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden sind. Sie gleichen den verborgenen Zwerglein der Sage, die ihre Tarnkappen vor den Neugierigen noch nicht gelüftet haben. Wir unsrerseits sind bereits über das vergnügt, was uns die verborgenen Geister bis jetzt offenbart haben, und glauben sicher, daß auch das noch Unbekannte den Forschern der Zukunft erschlossen werden wird.

Mittag im Felde.

Von

Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von Hugo Bürkner.

Die Sonne scheint so
hell und schwül,
Die Aehren schlafen auf
dem Stiel
Und heimwärts fährt
der Wagen:
Geschwind nach Haus,
geschwind nach Haus,
Sonst ist der Hans
mein Näpschen aus,
Es hat schon Zwölf ge-
schlagen!



Kornblumen, Raden,
rother Mohn —
Mein Zicklein hat sein
Kränzchen schon,
Den Strauß muß ich
ihm tragen:
Es hat ja keine Finger-
lein,
Es hat ja nur vier
Springerlein
Zum Klettern, Stehn
und Jagen!

Nun springt mein Zicklein zur Mama,
Die hat im Stall Geburtsttag ja,
Da muß es gratuliren!
Voll Blumen steht das ganze Feld —
Es hat sich Kranz und Strauß bestellt,
Das soll die Mutter zieren!

Und wenn ich's seiner Mutter bring',
Wie dauert mich das kleine Ding! —
Sie wackelt mit dem Schwänzchen:
„Määäh! wie schön, wie schön!
So etwas hab ich nie gesehn!“
Und — frißt ihm Strauß und Kränzchen!



Von
Friedrich Güll.

1.

Auf dem Acker grün und blau,
Auf der Wiese fahl, dann weißlich — und
In der Mühle ruhig grau,
Liegt im Loden schwanenweiß und bunt.

2.

I.

Ich bin der Wunsch der halben Welt,
Es gilt mir jede Wette.

II.

Den Schnitter plag' ich auf dem Feld,
Den Kranken in dem Bette.

I. und II.

Dem Geizhals werd' ich nie gestillt,
Wenn ihm auch ist das Glück gewillt.

3.

Ich war einmal ein handlich Längenmaß,
Man hat mit mir die Felder abgeschritten;
Doch von der Wiesenhecke an der Straß'
Werd' ich noch heut vom Knaben abgeschnitten.

4.

Der Landmann hat mich nicht, jedoch der Bauer,
Auch seine Frau, doch Knecht' und Mägde nicht,
Mich hat um seinen Hof der Zaun, die Mauer,
Doch nie die Hecke, sei sie noch so dicht.

Von

Robert Löwike.

1.

Mit **h** nennt es einen Fisch,
Mit **f** liegt's oft auf deinem Tisch.

2.

Mit **a** ist's lose, leicht und weich,
Mit **e** ist's fast dem Spiele gleich.

3.

Mit **r** ist's rund, mit reifgem Rand,
Mit **s** ist es als Gott bekannt.

4.

Mit **j** nennt's einen Vogel klein,
Mit **p** verbreitet's milden Schein.

5.

Mit **n** kann's gehen, laufen, tragen,
Mit **l** kann's spalten oder schlagen.

6.

Mit **h** bringt es Pein und Noth,
Mit **f** bringt's Siechthum oder Tod.

7.

Mit **l** soll es ein Maß dir nennen,
Mit **f** wirst du's als Vogel kennen.

8.

Mit **S** ein Fluß in fremdem Land,
Mit **H** ein Dichter wohl bekannt.

Anflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Leber, Leser, Leder. 2. Spitz, Spatz. 3. Schill, Schild, Schilf. 4. Kind, Wind, lind, Rind.
5. Noth, Rath, Ruth. 6. Drall, Ball, Wall, Fall.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Gold, Lad, Goldlad. 2. Hebel, Heber.



von
Robert Löwike.

I.

Der oberste Buchstab ist E, das erste Wort reimt auf Fahrt, das zweite Wort ist der Name einer bekannten Stadt am mittelländischen Meere, im Südosten von Frankreich, das dritte Wort, dessen Anfangsbuchstab W ist, ist ein männlicher Vorname, das vierte Wort ist ein hoher österreichischer Titel, das fünfte ein Welttheil, das sechste Wort lautet gleich dem zweiten, das siebente nennt eine große Hauptstadt. Der letzte Buchstab ist G.

II.

Der oberste Buchstab ist P, das erste Wort nennt einen der Söhne Noah's, das zweite Wort einen männlichen Vornamen, das dritte eine große Stadt in Italien, das vierte einen griechischen Helden, der bei der Belagerung von Troja seinen Tod fand, das fünfte ein Erinnerungszeichen, durch welches wir das Andenken an berühmte Männer, große Thaten, oder theure Verstorbene ehren, das sechste Wort nennt einen bedeutenden Nebenfluß der Donau, das siebente ist eine häufig gebrauchte Bezeichnung für die Hauptkirchen größerer Städte. Der letzte Buchstab ist S.

III.

Ich kenne 4 Zahlen, deren Summe 24 ist. Die drei ersten betragen zusammen so viel als die vierte allein, und die zweite und dritte zusammen dreimal so viel als die erste. Die dritte ist um 1 größer als die zweite. Welches sind diese 4 Zahlen?

IV.

Ich habe eine zweiziffrige Zahl von folgender Beschaffenheit im Sinne. Addire ich die beiden Ziffern, aus denen sie besteht, so erhalte ich 9. Stelle ich die beiden Ziffern, aus denen sie besteht, um und subtrahire die so erhaltene Zahl von der zuerst gedachten, so erhalte ich wiederum 9.

Welches ist die ursprünglich gedachte Zahl?

V.

Fritz ist jetzt 12, sein Bruder Erich 3 Jahre alt; Fritz ist also jetzt viermal so alt als Erich.

Nach wie viel Jahren wird Fritz doppelt so alt als Erich sein?

Anflösung der Knackmandeln Seite 127.

I.	II.	III.	IV.
M	B	P	B
H A I	M A I	U R I	R A D
R E G E N	P A R I S	R H O N E	T A U B E
G E L D E R N	A N T O N I E	P F E F F E R	H E R M I N E
M A G D E B U R G	B A R O M E T E R	P R O F E S S O R	B A U M W O L L E
M A R B U R G	A R T E M I S	L E S S I N G	S C H O N E R
R O U E N	A L T A R	E S S E N	F A L K E
U R I	S E E	D O N	U L M
G	R	R	E

